germ. 549 g-7

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36632550720016

<36632550720016

Bayer. Staatsbibliothek

Aus der Gesellschaft.

Novelle

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Berlin, 1838.
Verlag von Dunker und Humblot.

247. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An den Verleger.

Sie fragten mich in Berlin, ob ich eine Vorrede schreiben wolle? ich sagte Nein. Seitdem hab' ich eine Menge Bücher in Händen gehabt, wissenschaftliche, belletristische, ja gar Gedichte — Alle mit Vorreden. Sie sind wie Fächer, die zum vollständigen Anzug gehören. Wir können zwar ohne Fächer im Salon erscheinen, aber dann sind wir nicht elegant und das ist doch gewiß eine große Schmach. Ich würde also gern eine Vorrede schreiben, wenn ich nur wüßte, was ich darin sagen sollte. Was ich zu sagen hatte, steht im Buche selbst. Hasche ich vorschnell meine Idee heraus, und tisch' ich sie dürr und trocken dem Leser in der Vorrede auf, so ist er im Stande damit genug zu haben und das Buch wegzuwerfen. Jetzt aber muß er frisch an's Lesen, und das wünscht doch der Autor. Ich könnte auch

vielleicht das Publikum fein demüthig um Nachsicht bitten für meinen ersten Prosa-Versuch. Doch, wenn er gut ist, so muß es sich ja freuen, daß ich ihm denselben vorgelegt; und taugt er nichts, so verdien'.ch keine Nachsicht, mögte sie nicht, und würde sie nicht finden, hätt' ich auch fußfällig darum gebeten. Etwas Ueberflüssiges zu thun hab' ich aber immer gehaßt. Endlich könnte ich mich vielleicht mit den Lesern in anmuthige Unterhaltung verwickeln, erzählen wie und wo ich mein Büchlein, und weshalb ich es in Prosa geschrieben, mich gegen die Muthmaßung verwahren, daß ich darin porträtirt — kurz, Alles thun was der Autor thut, der die Blicke auf sich selbst ziehen will; aber ich mag nicht das Publikum in seinem neugierigen Heißhunger nach Persönlichkeiten bestärken! — Und darum wird mein Buch ohne Vorrede bleiben, wenn nicht etwa diese Zeilen als solche gelten können, was ich Ihrem Gutdünken überlasse.

Dresden, den 21. Februar 1838.

Ida Hahn-Hahn.

Aus der Gesellschaft.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Ein bepackter Reisewagen fuhr langsam und schwerfällig zur letzten Höhe des Wormser Jochs hinauf. Es war Ende August, vielleicht ein wunderschöner Sommertag in den Thälern von Tyrol und Graubündten, aber in dieser Höhe, zwischen diesen gewaltigen, schneebedeckten Bergen, hingen schwere trübe Nebel, und wehte ein scharfer Wind. Man sage was man wolle! auf dem Hochgebirge ist es im höchsten Grade unbehaglich, und wenn man dafür in der Majestät des Anblicks Ersatz zu finden hofft, so wird man sehr oft getäuscht; denn es sind nicht nur Nebel und Stürme in diesen Regionen heimisch und den An- und Aussichten sehr nachtheilig, sondern es fehlen die Kontraste, es fehlt ein Maßstab für die Majestät. Hier ist Alles so hoch, so schroff, so gewaltig, so über den Wolken; hier fehlen so ganz liebliche Thäler, tiefe dämmernde Seen, belaubte Hügel und friedliche Dorfschaften, daß das Auge nicht vergleichen kann, und mehr mit Staunen als mit Bewunderung, mehr mit Grausen als mit Entzücken, diese in Granit ausgeprägte Natur betrachtet.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gelangweilt durch die Langsamkeit der Fahrt, hatte die Gräfin Schönholm den Wagen verlassen und ging rasch voran; neben ihr der junge Polydor. Ein eisiger Nordwind wehte ihnen gerade entgegen, und wühlte in Schleier und Shawl der Gräfin. Sie preßte ihr Taschentuch vor den Mund und bog die schlanke Gestalt vornüber, ohne jedoch ihren Schritt zu mäßigen.

„Aber Sie erkälten sich gewiß," sagte Polydor. Sie schüttelte den Kopf.

„Es ist doch nur Eigensinn das Wormser Joch erklettern zu wollen." Sie nickte.

„Und wie kann es Ihnen Spaß machen bei so unbedeutenden Dingen Eigensinn zu haben?"

— Weil ich bei großen keinen habe! — Uebrigens ist es unmöglich hier eine Conversation zu machen. —

Sie gingen schweigend weiter.

Die Gräfin Schönholm kehrte nach zweijährigem Aufenthalt in Italien nach Deutschland zurück. Sie war unabhängig, jung und reich, liebte weder das Clima noch das Leben des Nordens, wäre weit lieber jenseit der Alpen geblieben; aber so wenig frei ist man trotz seiner Unabhängigkeit, daß man sich vom irdischen Besitz fesseln, lenken und bestimmen läßt! Sie kehrte auf ihre großen glänzenden Herrschaften zurück, wo ihre Anwesenheit zwar nicht nothwendig, aber doch wünschenswerth war.

Polydor war ein junger Bildhauer gebürtig aus Welschtyrol, den sie in Rom hatte kennen lernen, und

von dort mitgenommen, weil er nach Wien zu gehen wünschte.

Auf dem Culminationspunkt stand endlich die Gräfin still, kehrte sich nach Süden und sagte: „Wenn ich binnen Jahresfrist nicht todt bin, so ziehe ich wieder dort hinab.“

„Und ich mit Ihnen, rief Polydor, denn ich glaube nicht, daß ich's länger in Deutschland aushalte.“

„Ich gewiß nicht! nur in Italien kann ich glücklich sein; aber da bin ich es auch ganz, und deshalb thut es mir unsäglich leid es zu verlassen. Wer weiß was in der Heimat meiner harrt!“ —

„Was überall Ihrer harrt: Freude und Liebe. Denn wenn Sie auch ein wenig eigensinnig sind, so bleiben Sie doch ewig ein anbetungswerther Engel.“

„Mein guter Polydor, daß Sie so denken ist natürlich; allein daß Andere nicht so denken ist ebenfalls natürlich.“

Der Wagen hatte sie erreicht; sie stiegen ein; es ging bergab. Da kam ihnen eine andre bepackte und dicht verschlossene Kutsche entgegen. Als die Wagen an einander vorüberfuhren, blickte die Gräfin aus dem Fenster.

„Mein Gott,“ rief sie, „das ist seltsam! an jenem Wagen war ein Alliancewappen, und eins derselben war das meinige. Mein Wappen aber führt niemand als mein Vetter Askanio, und der kann es nicht gewesen sein, der weiß ja, daß ich zu ihm komme. Er

würde mir gewiß geschrieben haben, wenn er eine Reise nach Italien für diesen Herbst beabsichtigt hätte."

„Der Wagen ist noch nicht fern," sagte Polydor; „befehlen Sie, so hält der Postillon, und Sie schicken Ihren Kammerdiener um sich nach dem Namen jener Wappenräuber zu erkundigen."

„Sie haben Recht, es ist kindisch! Engländer können es ja gewesen sein, oder weiß Gott wer. Heut' zu Tage reist ja alle Welt, und alle Welt hat auch sein Wappen. Wenn Sie erst der Baron von Polydoro sein werden; bekommen Sie auch eins. Bis dahin siegeln Sie aber Ihre Briefe mit einem Pettschaft, das ich für Sie machen lassen werde. Eine himmelansteigende Rackete soll darauf gestochen werden, mit dem Motto: da l'ardore l'ardire. Sie sehen, was ich für Hoffnungen für Sie hege. By the by wüßte ich doch gern wer die Leute in jenem Wagen gewesen."

„Vielleicht erfahren Sie es auf der nächsten Post."

„Ach, es ist ein beklemmendes Gefühl nach jahrelanger Abwesenheit in den Kreis alter Bekannter heimzukehren. Wie viel kann sich verändert haben, was kann Alles geschehen sein, wovon wir keine Ahnung haben. Briefe gehen verloren, und Manches, oft das Wichtigste, mögen wir keinem Briefe anvertrauen. So tritt man oft als ein Fremdling in den Kreis seiner Freunde."

„Darum sollte man ihn vielleicht nie verlassen."

„Ja, wenn es möglich wäre, nie das geliebte Dach des Vaterhauses zu verlassen! Doch ist das einmal geschehen, so ist damit auch schon der erste Schritt in die Fremde gethan und die Scheu vor ihr überwunden. Dann zieht sie uns an, lockend und magisch, und bleibt es so lange bis wir uns mit ihr vertraut gemacht haben. Sind wir heimatlich in ihr eingebürgert, oder vollends bequem eingenistet, so hat sie ihren Reiz verloren, und sieht uns mit solchem Alltagsgesicht von Langweiligkeit an, daß wir über Meere schiffen und über Berge klettern müssen um wieder die Fremde zu suchen."

„Aber wie drückend ist dies Umhertreiben in dem begrenzten Kreise, für die unbegrenzte Sehnsucht! Und wenn wir über die ganze Erde dahingewandelt sind, so ist diese Sehnsucht nicht befriedigt, höchstens ermattet, und wir haben nichts weiter gesehen, als Sonne, Mond und Sterne, auf zwei- und vierbeinige Geschöpfe herabscheinend, was wir ganz genau auch sehen, wenn wir in unserm heimatlichen Dörfchen bleiben."

„Und warum sind Sie nicht in dem Ihren geblieben?"

„O, ich! ich bin Künstler! ich muß in den ewig wechselnden Formen die Offenbarung der Schönheit suchen und finden lernen."

„Sehen Sie wol! weder Sie noch irgend Einer mag sich mit dem heimatlichen Dörfchen begnügen. Der Gelehrte sagt: ich muß meine Wissenschaft berei-

chern; der Staatsmann: ich muß mich erholen von dürren Geschäften; der Diplomat: ich muß fremde Höfe und Kabinette in der Nähe observiren; der Soldat: ich möchte gern wissen ob die Pescherähs auch eine Idee von Fortification und Taktik haben; und jeder Mann: ich muß die Welt sehen. Die Frauen, die sich emancipiren so gut sie können, wollen auch die Welt sehen, nicht um Taktik, Kabinette, Bibliotheken und Museen zu studieren, sondern um sich zu amüsiren — und ein Grund ist so gut wie der andere."

„Und warum wollen Sie die ganze Welt sehen?"

„Die Griechen nannten den einen Unglückseligen, der den olympischen Jupiter nicht gesehen. Ich bin ungefähr ihrer Meinung, und mag nicht zu den Unseligen gehören, die nie das Schneegebirge im Abendroth und das Koliseum im Mondlicht erblickt haben, nie den St. Stephan, und Madonnen von Rafael und Bettelbuben von Murillo."

„Und nie Thorwaldsen und andere Unsterbliche der Mitwelt."

„Nun, Thorwaldsen gewiß ausgenommen, diesen liebenswürdigsten und wohlwollendsten aller Menschen — im Allgemeinen sollte man nicht die persönliche Bekanntschaft solcher Männer suchen, wenn man nicht zu ihrem Fach gehört und etwa von ihnen zu lernen wünscht. An der Statue, an dem Gedicht, ist Alles so harmonisch, so edel, so kräftig, daß sie uns durch und durch heben und erquicken; der Bildhauer und

der Dichter hingegen können so viel Schroffheiten, Launen und Schwächen im Character, oder doch wenigstens in der augenblicklichen Stimmung haben, daß wir uns nicht von ihnen angesprochen, ja oft verletzt fühlen. Dann schreien wir, als ob uns groß Unrecht geschähe! ist aber Logik darin, zu folgern: weil jene Menschen vortrefflich in ihrem Atelier und an ihrem Schreibtisch sind, müssen sie auch liebenswürdig in unsern Salons sein?"

„Die Freundschaft eines solchen Menschen ist mehr werth, als alle Berge und Tempel und Bilder der Erde bewundert zu haben."

„Das will ich meinen! aber an ihnen vorüberstreifen und drei Worte mit ihnen wechseln, ist nicht ihre Freundschaft gewinnen! Ja, über das Glück ein Jünger Platos oder ein Schüler Rafaels gewesen zu sein, geht doch nichts . . ." —

„Als das Glück Plato und Rafael selbst gewesen zu sein."

„Kaum! bewundern ist seliger, als bewundert werden. Sie aber als Künstler dürfen nicht so denken. Ueberdies mag es wol himmlische Befriedigung geben von einer Welt bewundert zu werden. Man muß das erfahren haben um darüber urtheilen zu können und jetzt macht niemand mehr, glaub' ich, diese angenehme Erfahrung. Die Welt ist zu groß, zu getheilt, zu zerrissen. Wo eine Größe auftaucht, wird sie gleich gepackt, und gleichsam als Feldherr eines Armeecorps in

den großen Krieg der Parteien geschickt, folglich von den Gegnern gehaßt, und mörderisch verfolgt. Da hatten wiederum die Alten es besser. Griechenland war ihre Welt. Der olympische Jupiter und die Orestea wurden von der Welt bewundert. Was kümmerte man sich um die Barbaren rechts und links."

„Für uns aber giebt es keine Barbaren mehr, und da ist es wol etwas drückend in Europa eine Sommität, und in Afrika unbekannt zu sein! wie ungeheuer ehrgeizig Sie sind! ich würde mich vor der Hand mit der Bewunderung Europa's zufrieden stellen."

„Ich mit gar keiner! — Aber ich freue mich herzlich den Askanio wieder zu sehen und meine liebliche Ondine und die beiden herzigen Knaben. Was wollen Sie denn eigentlich in Wien, Polydor? kommen Sie mit mir nach Schloß Ohlau, und sehen Sie dort tüchtige, schöne und glückliche Menschen."

„Nein, es geht nicht! ich muß versuchen mir eine selbständige Existenz zu gründen. Und dann verwöhne ich mich auf der einen Seite bei Ihnen, indessen ich mich auf der andern doch etwas beschränkt durch Sie fühle. Sie sind zu eminent um nicht den Menschen, die viel mit Ihnen leben, eine Richtung zu geben, und ich bin noch zu jung und unerfahren, um zu wissen, ob diese Richtung auch die meinige ist."

„Keine Mutter kann die Erziehung ihres Sohnes vollenden und muß ihn ziehen lassen — wie sollt' ich Sie bei mir behalten können! Nur ängstigt es

mich, daß Sie nach Wien gerade gehen, wo man nur vermittelst einer colossalen Reputation, oder einer eben so mächtigen Protection seinen Weg macht. Nur hätte ich Ihnen die Freude gegönnt, einmal recht nahe an das Bild des Glücks heranzutreten. Mich hat es immer in tiefster Seele erquickt. Mein Vetter ist ein durch und durch tüchtiger Mensch, vom Scheitel zur Sohle nicht blos Edelmann, sondern von Adel, tadellos in jedem Verhältniß, glücklicher Gatte und Vater mein Stolz und meine Freude."

„Sie lieben sehr den Grafen Ohlau."

„Wie meinen Vetter und Freund, d. h. wir sind uns gegenseitig von Herzen gut und zählen in Noth und Trübsal auf einander. Uebrigens aber bin ich ihm etwas zu genial, wie er es artiger Weise nennt; denn ich glaube es soll heißen excentrisch. Wir sind oft in kleine Fehden verwickelt, allein die stören uns nicht. Mir ist doch stets bei ihm zu Muth, als ob ich die Zweige einer Eiche über mir rauschen hörte, und er betrachtet mich mit verwunderten, freundlichen Augen, wie irgend ein buntes, stachlichtes Tropengewächs in seinem Garten. Und seine Frau! o dies holdselige Wesen würde Sie entzücken. Ich begreife nicht, wie irgend ein Mann sie erblicken und nicht von ihr hingerissen sein kann. Zum Glück lebt Askanio immer auf seinem Schloß; diese dunkeln, zauberhaften Augen würden viel Unheil in der Männerwelt stiften."

„Meinen Sie, daß man sich auf dem Lande nicht in eine schöne Frau verlieben könne?"

„O ja, aber man sieht sich nicht so viel; in der Stadt hingegen täglich, wenn man will. Uebrigens ist mein Vetter diesen Winter hindurch mit seiner ganzen Familie in der Residenz gewesen. Wie es ihnen gefallen hat, weiß ich nicht. Ondine hat mir nur einmal geschrieben, wir correspondiren nicht eifrig."

„Aber mir werden Sie oft und viel schreiben, nicht wahr?"

„Wie's kommt! vorher versprechen kann ich nichts, weil ich nicht weiß ob ich's halten kann."

„Sie müssen doch wissen was Sie thun werden?"

„Nein; denn ich weiß nicht was mir begegnen wird."

„Also wär' es möglich, daß Sie mich über einen andern Gegenstand oder eine neue Idee total vergäßen?"

„Nein; aber in den Hintergrund können Sie allerdings gestellt werden."

„Frau Gräfin, Sie sind von einer desolanten Aufrichtigkeit."

„Wenn Sie wahr sein wollen, so fühlen Sie ganz dasselbe."

„Möglich; aber ich sag' es Ihnen nicht."

„Ich aber sag' es Ihnen absichtlich, damit Sie Sich nicht etwa jugendlich einbildeten, Sie wären mir lieber, als Sie es wirklich sind."

„Gräfin, warum sagen Sie mir so harte Dinge?"

„Weil Sie ein Mann sind, mein armer, guter Polydor, folglich ein wenig eitel und selbstvertrauend. In jedem Verhältniß zwischen Frauen und Männern halte ich es für das Beste, wenn beide Theile so genau und klar wie möglich wissen, was sie einander sind. Sonst kommen leicht Mißverhältnisse und Mißstimmungen, die sehr weh thun können."

„Ich bewundere eine neue Vollkommenheit an Ihnen: die Verständigkeit."

„Ja, mein Lieber, für Andere bin ich die Verständigkeit und Vernunft selbst" — sagte die Gräfin lachend, und gab freundlich ihrem Gefährten die Hand. Er schüttelte sie zwar, doch mit einem kühlen Lächeln. Er hatte nie an die Möglichkeit eines Herzensverhältnisses zur Gräfin gedacht, er wußte, daß ihre Liebe einem andern Gegenstande geweiht war; allein daß irgend etwas Neues ihn in den Schatten rücken könne, oder eigentlich, daß sie es ihm unverholen erklärte — war ihm verletzend, für sein Gefühl: so meinte er — für seine Eitelkeit: so meinen wir.

Sie kamen in Landeck an, ermüdet, erfroren, verdüstert vom langen Nebel-Reisetag. Auch der Gasthof war unbehaglich, schmutzig, mit wüsten, großen Zimmern. Der Wind sauste und der Nebel löste sich in schwere Regentropfen auf, die klirrend an die Fensterscheiben schlugen. Die Gräfin nickte Polydor eine gute Nacht zu, ging in das ihr angewiesene Zimmer, wickelte sich fest in ihr großes Shawl, setzte sich auf

den ersten besten dürren, lederbeschlagenen Stuhl, und lehnte den Kopf zurück an die weiße Kalkwand.

Es war ein seltsamer Kopf, gar nicht schön, doch sehr anziehend, der Schnitt einer Madonna und der Ausdruck einer Sibylle; fatiguirte Züge, die auf mehr als sieben und zwanzig Jahr schließen machten, und ein durchsichtiges, wechselndes Colorit, das den Hauch erster Jugend über sie zauberte; Augen, wechselnd im Ausdruck wie die eines Kindes, und verschieden im Glanz schillernd wie das Meer, wenn Wolken am Mittag darüber hinlaufen; aber zwischen den Augen, und im Aufschlag der langbewimperten Augenlieder, ein Zug von unaussprechlicher Schwermuth. Lauter Kontraste und doch Harmonie, wie in den großen Bildern, welche die Natur vor uns aufrollt. Das war der Kopf von Ilda Schönholm; das war die analoge Form, welche ihre Seele nicht verhüllte, sondern leicht umfloß.

Ein alter Kammerdiener, der seit zehn Jahren daran gewöhnt war auf allerlei Weise für sie zu sorgen, war geräuschlos ab und zu gegangen, hatte eine Decke auf den Tisch gebreitet, Wachslicht angezündet, das Theegeschirr nicht blos hingestellt, sondern auch den Thee eingeschüttet und das Wasser darauf gegossen. Nun legte er ein Polster auf einen der unbequemen Stühle, rückte ihn an den Tisch, legte einen zierlich gestickten Fußsack unter denselben und ein großes Portefeuille von Maroquin mit Stahlbeschlag

rechts, eine silberne Handschelle links vom Sitz auf ihn, überzeugte sich mit einem Blick, daß Alles zweckmäßig geordnet sei, und fragte mit einer Verbeugung:

„Gnädige Grafin haben weiter nichts zn befehlen?"

„Ich danke," sagte sie mit maschinenmäßiger Gewohnheit.

„Gnädige Gräfin befehlen morgen keine Pferde?"

„Ja wol! um acht Uhr früh nach Inspruck. Und dann erkundigen Sie Sich doch, was für Reisende die letzte Nacht hier zugebracht haben, und bringen Sie mir sogleich die Antwort."

Sie setzte sich an den Theetisch. Albrecht ging und brachte nach wenigstens zehn Minuten erst Antwort:

„Bitte unterthänigst um Verzeihung; aber es hält schwer sich mit diesen Leuten zu verständigen, denn sie sprechen kein gutes Deutsch und gar nicht französisch; daher hat es so lange gewährt."

„Nun, wer war hier?"

„Eine vornehme Herrschaft mit zwei Kindern."

„Wie hieß sie? wohin reiste sie?" rief lebhaft die Gräfin.

„Den Namen wußte die Wirthin nicht; aber die Reise ging aus Italien an den Bodensee."

„Ah so!" sagte sie erleichtert; „und weiter?"

„Vier junge Studenten aus Baiern; und ganz spät ist noch gekommen eine Dame in tiefer Trauer mit mehreren Domestiken in tiefer Trauer..." —

„Es ist gut. Ich danke Ihnen."

„Wünsche unterthänigst wol zu ruhen.“

Albrecht ging leisen Trittes. Die Gräfin legte den Kopf in ihre aufgestützte Hand, und sah still in die ruhige Flamme des Lichts. Nichts regte sich, es herrschte eine Todtenstille im Zimmer.

„Aber es ist unheimlich hier,“ sagte sie plötzlich laut, wie es mitunter ihre Gewohnheit war — „ich will an Askanio schreiben.“

Da fuhr plötzlich ein heftiger Windstoß an das Fenster, riß einen schlecht verwahrten Flügel auf, pfiff schneidend durch das Zimmer und löschte eins der Lichter aus.

Ilda stand ruhig auf, schloß das Fenster, zündete die Kerze wieder an und schrieb an Graf Ohlau:

Lieber Askan!

„Im Junius hab' ich vom Comersee Ondinen ge„schrieben, mich für die ersten Septembertage bei „Euch angemeldet und keine Antwort erhalten. Dar„aus schloß ich, daß ich Euch willkommen sein würde; „denn wenn ich es nicht wäre, müßtet Ihr es mir „freilich sagen. Jetzt sage ich Dir genau den Tag „meiner Ankunft, damit Ihr Alle hübsch zu Hause „seid, und ich auf einmal Eure lieben Gesichter sehe. „Es wird der vierte September sein; denn da ich „Inspruck, München, und alle bedeutende Städte „kenne, die ich auf meiner Heimreise berühre, so „werd' ich mich nirgends lange aufhalten, z. B. in „München nur: um die Pinakothek kennen zu lernen

und

„und mit meinem geliebten Adonis von Thorwaldsen „ein Liebeswörtchen zu plaudern; in Nürnberg: um „Lebkuchen für Deine Kinder zu kaufen und um „mich zu erquicken an dieser in Stein ausgehauenen „Blüte der deutschen Städtezeit. Das ist das An„genehme beim vielen Reisen: man sieht nicht, was „der Guide und der Lohnlakey uns empfehlen, son„dern das, was uns anspricht."

„Ich habe viel Euch zu erzählen und zu zeigen, „und ich hoffe auch viel zu hören. Sollte Ondine „mir zürnen, daß ich ihren Brief vom November „erst im Junius beantwortet habe? Nun, das wird „sich Alles bald ausgleichen. Bis dahin küsse ich „sie und die Knaben, und drücke Deine gute, feste „Hand. Wenn ich Euch nicht hätte, wie viel ginge „mir verloren! — Ade, lieber Mensch! Ich schreibe „Dir vom Unwetter umtobt, im wüsten Zimmer eines „unsaubern Tyroler Gasthofes, nachdem ich heute schon „dem Himmel sehr viel näher gewesen bin, als Du, „nämlich 8000 Fuß über dem mitteländischen Meer auf „dem wormser Joch, diesem kolossalsten aller Alpen„päſſe. Dentschland hat mich sogleich mit dem un„freundlichsten seiner Abgesandten, dem Nordwind, „empfangen, der eben, wie der Arm eines bösen „Geistes mein Fenster aufriß. Ich finde, Deutschland „könnte graziöser sein für eine seiner „berühmten „Frauen," um so mehr, da ich es im Lauf des Winters „mit einem sehr interessanten Album erfreuen werde.

„Aber kann ich denn nie aufhören mit Dir zu „plaudern? ich nehme den Brief bis Inspruck mit, „dann macht er seinen Weg allein, wie meine opera „omnia, und ich komme bald ihm nach.

Ilda.

Zweites Kapitel.

Der schönste Sommermorgen weckte die Reisenden. Nicht mehr dicke graue Wolken, sondern leichte silberne Nebel hingen um die Berge, welche Landeck und das Innthal einfassen. Sie flatterten in der Morgenluft hin und her, kokett wie ein Schleier um ein schönes Antlitz, und zertheilten sich endlich ganz, als die Sonne hoch genug gestiegen war, um sie mit ihren strahlenden Geschossen in die Höhlen der Nacht zurückzuscheuchen.

Polydor hatte seine Empfindlichkeit verschlafen und die Gräfin jene trübe Stimmung, welche unfreundliches Wetter stets in ihr erzeugte. Sie ließ den Wagen znrückschlagen und fuhr fröhlich in der grünen Landschaft dahin.

O, es ist sehr lieblich am schönen Sommermorgen durch eine anmuthige Gegend rasch zu fliegen wie ein Vogel, der auch nichts von der Welt will,

als über ihr schweben. Das Fahren ist wirklich die höchste Annehmlichkeit des Reisens. Das Gasthofleben ist unruhig; das Durchstreichen der Städte ist ermüdend; das Bewundern der Kunstschätze und Merkwürdigkeiten ist eine Sache, von der man sich gern durch einen Tag Holzsägen oder Wassertragen loskaufen würde. Aber sich unbeweglich in den Wagen zurückzulehnen, indessen er leicht und bequem auf einer guten Chaussee rollt; vor den Augen bunte Bilder zu haben, die wechselnd, wie Träume, nie lang genug hängen bleiben um uns zu langweilen; durch den Sinn Gedanken fliegen zu lassen, die sich bald an jene Bilder knüpfen, bald durch die wunderlichsten Ideenverbindungen erzeugt werden; von keiner irdischen Bedürftigkeit gebunden zu sein, weil man weiß daß man überall einen gedeckten Tisch findet, und — sollte man einmal kein Bett finden — recht gern à la belle étoile, vom Wagen, wie von einer Wiege geschaukelt, schläft; immer das Rollen der Räder zu hören, das, gleich dem Rauschen eines Bachs, und dem Klappern einer Mühle, und dem Plätschern des Ruderschlags, durch seine Einförmigkeit ein beruhigendes Accompagnement für die in's Unendliche schweifenden Gedanken wird; das ist eine Wonne, an die, wie der Liebende an die Liebe, nur der ächte Reisende glaubt. Und außer ächten Liebenden ist gewiß nichts seltener auf der Welt zu finden, als ächte Reisende. Denn wer da reist aus Neugier, oder aus Langerweile, oder der

Gesundheit und Mode wegen, oder um Bücher darüber zu schreiben — der gehört nicht zu ihnen und weiß nichts von jenem seligen Quietismus.

Ehe man Inspruck erreicht, fährt man an der Martinswand vorüber. Ilda wies hinauf und sagte:

„Sehen Sie, da oben hat gewiß der gute Kaiser Max, den die Historiker so verachten und den die Dichter so lieben, betend gestanden und seine Seele dem Herrn empfohlen. Und drüben, jenseit des Inn, versammelte sich das geängstigte, theilnehmende Volk, schrie und zeigte empor, und wußte tausend unausführbare Rathschläge zu geben. Und als der Kaiser an jeder Hülfe verzagt und auf den Tod gefaßt war, und als der Priester unter ihm die Monstranz hoch empor hielt, und alle Glocken dazu läuteten, und alles Volk sich auf's Angesicht warf, und er selbst sein Knie vor dem Allerheiligsten beugte — da kam der Engel und rettete ihn auf unbekannten Wegen vom gräßlichen Hungertode. Lieber Polydor, das ist doch eine wunderhübsche Geschichte!“

„Ich bekenne Ihnen, daß ich sie eben so hübsch finde, wenn der Hirt, Jäger, Bergmann, oder wer sonst der fremde Retter gewesen, darin figurirt statt des Engels. Ja, sie gewinnt durch die menschliche Einwirkung des Unbekannten, durch den Gedanken an die Gefahren, denen er sich dabei ausgesetzt haben mag, durch sein spurloses Verschwinden, welches jeden Dank ablehnt, vielleicht ein höheres Interesse.“

„Gewiß! aber mich freut am meisten, daß man damals in dem Retter sogleich den Engel erkannte, den Boten einer höhern Macht, deren Reich beginnt, wo der Menschenwitz das seine verliert. Ein Engel war jener Hirt oder Jägersmann für Kaiser Max und sein treues Volk, und in dem Bilde ist die sterbliche Erscheinung ganz untergegangen. Dieser Boden ist überhaupt interessant für die Habsburger. Jenseit Inspruck liegt Schloß Ambras auf einer Höhe, jetzt eine Kaserne, einst der Ort, wo der Erzherzog Ferdinand in langer glücklicher Ehe mit der schönen Philippine Welser, der Kaufmannstochter aus Augsburg, lebte. Sie war so weiß, daß man, wenn sie trank, den rothen Wein in ihren schlanken Hals herabgleiten sah."

„Solche ätherische Gestalten findet man nur diesseit der Alpen; aber der Maler kann sich mehr an ihnen freuen, als der Bildhauer. Diese Zartheit läßt keine prächtige Entwickelung der Formen zu."

„Das sieht man recht an den altdeutschen Gemälden, ehe die Meister in Berührung mit italienischer Kunst gekommen waren. Die Formen sind von ängstlicher Dürftigkeit. Aber wissen Sie, ich kann mir noch gar nicht vorstellen, daß Sie übermorgen nach Osten fahren wollen, während ich nach Norden fahre. München würde so merkwürdig für Sie sein, und ich würde so gern sehen, welchen Eindruck die reichste Kunststadt Deutschlands auf Sie macht! Ob gar überhaupt einen auf Ihr verwöhntes Auge.!"

„München muß mir bleiben als Trost, als Hoffnung und Erquickung, wenn es in Wien mir nicht nach Wunsch geht. Und die Trennung von Ihnen ist mir ja doch gewiß.“

Sie fuhren mit dem Abendläuten in Inspruck ein, das wunderlieblich zwischen Maisfeldern und einigen tausend Fuß hohen Bergen liegt.

Sie verplauderten den Abend, sprachen Manches von der Vergangenheit und viel von der Zukunft, formten unzählige Pläne zu künftigen Reisen und Arbeiten, ordneten und sonderten allerlei Papiere, Bücher und Geräthschaften, die bei längerem Zusammensein und auf der Reise unter einander gemengt waren; und als das Alles abgethan war, kniete Polydor vor der Gräfin nieder und sagte:

„Nun segnen Sie mich, denn ich fahre gleich fort, die Post geht.“

Sie sah ihn wehmüthig lächelnd an, legte die Hand auf seine Stirn, und sagte:

„Gott behüte Sie, und wende, wenn auch nicht den Schmerz, doch Unglück und Schuld gnädig von Ihrem Haupt. Ich bleibe unter allen Umständen Ihre Freundin, die immer ein Asyl für Sie haben wird.“

Er küßte demüthig ihre Hand, stand auf und sprach mit feuchten, verklärten Augen:

„Sie sind wie eine Gottheit in mein dunkles Dasein getreten. Seit ich Sie kenne, ist mir das Leben eine Lust, seit ich mit Ihnen zusammen gewesen

bin, eine Wonne gewesen. Das ist das Himmlischste was ein Mensch dem Andern geben kann, und das haben Sie mir gegeben. Wenn die Welt Sie verwundet, wenn die Freunde Sie kränken, wenn das Liebste Sie betrübt — so denken Sie an Ihren armen Polydor, der Sie segnet, und das wird Ihnen ein Balsamtropfen sein."

Er drückte nochmals ihre Hand an seine Lippen, seine Stirn, und verschwand.

Ilda war nun allein, und fühlte sich sehr einsam. Sie hatte Polydor lieb wie ihren Schützling, ihr Pflegekind, und die Künstlerseelen Beider hätten sich zusammen gefunden auch ohne jene Beziehungen.

Polydor war der Sohn armer Landleute bei Botzen. Von frühester Jugend an mußte er viel arbeiten, in den Weinbergen, auf den Feldern, im Hause, und dann, statt auszuruhen, eine Schaar jüngerer Geschwister warten. Aber er that Alles willig, wenn er nur an Sonn- und Festtagen aus Lehm allerlei Thiere kneten durfte, oder Soldaten mit Gewehr, und hübsche Mädchen mit Blumenstrauß und Gebetbuch, in weißer Kreide an braune Thüren und Schränke und Wände zeichnen durfte.

Nicht blos seine Geschwister und Spielkameraden, sondern auch die Nachbarn bewunderten seine Kunstfertigkeit.

Eines Tages hatte seine Schwester Walpurge von ihrer Frau Pathe allerlei Herrlichkeiten und darunter

auch einen Bogen buntfarbenen Papiers bekommen. Das Band wurde an den Hut gesteckt, die Nadeln sollten beim Nähen gebraucht werden, und ging eine verloren oder zerbrach sie, so durfte keine neue von der Mutter erbeten werden, die nie eine gab, ohne über die Flüchtigkeit der Walpurge zu schmälen. Aber was konnte man mit dem schönen, glänzenden, himmelblauen Papier machen?

„Das will ich Dir zeigen" — sagte Polydor, nahm ein sauber zugespitztes Stück weißer Kreide, und zeichnete darauf die Walpurge wie sie die Hühner füttert. Die Aehnlichkeit war sprechend, die Stellung leicht und natürlich. Walpurge lief triumphirend bei ihren kleinen Freundinnen umher, und ließ ihr Bild bewundern, was ihr ungefähr so vorkam, als ob sie selbst bewundert werde.

Polydor ward ein zweiter van Dyk: alle kleine Mädchen wollten von ihm konterfeit sein, und verschafften sich dazu, oft mit größter Mühe, die unerläßlichen Bogen bunten Papiers. Sein Künstlerlohn war ihr Dank und seine Zufriedenheit, wenn Alles schrie:

„Das ist die Theresel mit ihrer schwarzen Gais!" — oder: „Das ist Nannerl wie sie zur Messe geht!"

Die Feld- und Hausarbeit ging inzwischen immer ihren tüchtigen, raschen Gang, und wenn Polydor auch Zeit fand seine künstlerischen Uebungen zu machen, so hatte er doch gar keine um irgend etwas Anderes zu

lernen. Bei sechszehn Jahren war ihm nur eine Wissenschaft bekannt, die Grundwurzel aller übrigen: er konnte nothdürftig lesen.

Eines Feierabends saß er vor der Thür und schnitzte mit einem scharfen Messer aus Lindenholz einen saubern Löffel, bei dem er sich viel Mühe gab ihn mit Laubgewinden zu verzieren. Er sollte die Mutter zum Namenstag erfreuen. Da kam des Nachbars Tochter gegangen, schön Trautel, die Braut des reichen Joseph. Sie trug ein Gefäß mit Wasser auf dem Kopf und hielt es mit dem rechten Arm. Ihre volle, hohe Gestalt entwickelte sich prächtig in dieser Stellung. Die Anstrengung ermüdete sie nicht, sondern färbte nur ihre Wangen mit glänzendem Roth. Als Polydor sie kommen sah, ließ er die Hände sinken und starrte sie an. Auf einmal blieb schön Trautel vor ihm stehen. Ob sie glaubte, daß er ihr etwas zu sagen habe, ob sie geschmeichelt durch seine unverholene Bewunderung ihm Gelegenheit geben wollte sie noch mehr zu bewundern — kurz, sie blieb stehen, wünschte ihm freundlich guten Abend und fragte, als er unbeweglich sitzen blieb:

„Aber was gaffst mich denn so an?“

Nun kam auf einmal Leben in die versteinerte Gestalt, er sprang auf, schlug die Hände verwundert zusammen und rief:

„Heilige Mutter Gottes, was ist die Trautel

schön!" — dann wurde er blutroth. Trautel aber sprach lächelnd und ruhig:

„Willst Du mich morgen nach der Messe auf ein goldiges Papier malen für meinen Schatz?"

„Ich will wol" — sagte Polydor, und schön Trautel ging.

Dies war die erste schlaflose Nacht seines Lebens. Hauptsächlich beschäftigte ihn der Gedanke wie er die Trautel malen solle — ob so wie er sie gestern gesehen, oder auf ihre Lieblingskuh, die große Braune gestützt, oder andächtig mit Rosenkranz und Blumenstrauß, oder gar als Engel mit einem Lilienzweig, wie er ein Bild in der Kirche gesehen. Die Vorstellung würde ihm am Besten gefallen haben, wenn Trautel nicht dazu ihre Augen hätte niederschlagen müssen — und ihre Augen waren so schön! Ach, er hätte gern hundert verschiedene Bilder von ihr gemacht.

Endlich, endlich kam die Stunde nach der Messe und er ging hin. Trautel eilte ihm entgegen und bedingte sich aus mit der großen Braunen zusammengestellt zu werden. Ihr Wunsch machte seinen Schwankungen ein Ende. Die Sitzung begann. So aufmerksam war er nie gewesen; so viel Mühe hatte er sich nie gegeben; so fest und lange hatte er nie ein Mädchen angesehen — daher war ihm auch noch nie ein Bild so gelungen.

„Nun ist's fertig!" rief er und warf die Kreide fort. Trautel sprang herzu, sah es an, brach in ein

freudiges: „Ah!“ aus, hüpfte umher und klatschte in die Hände, einmal über's andre rufend: „Wie wird der Sepperl sich freuen.“

Endlich als ihr Jubel sich gemäßigt hatte, sprach sie: „Nun schönen Dank und gieb her.“ Sie streckte die Hand aus. Aber Polydor hielt das Blatt fest, ihre Hand dazu, und sagte keck: „Du mußt mir einen Kuß geben, sonst behalt' ich's.“

„Da hast Du den Kuß,“ sagte Trautel, und drückte ihre frischen Lippen auf seinen Mund, nun gieb.“

Alles Blut war ihm ins Gesicht gestiegen und sein Herz schlug heftig. Schön Trautel hatte das Bild, Polydor den Kuß.

Bald verbreitete es sich unter den jungen Mädchen, daß Polydor sich für jedes Bild einen Kuß geben lasse, und die Anforderungen an seine Kunst wurden nicht dadurch vermindert. Die Bilder waren so hübsch und Polydor war auch so hübsch.

Indessen bat er sich nur von schönen Mädchen seinen Lohn aus. Häßliche zeichnete er umsonst, und weiß der Himmel wie es zuging! sie waren nie mit dem Bilde zufrieden.

Der Vater fand, Polydor sei alt genug sich sein Brod selbst zu verdienen, und er verdingte sich als Knecht bei einem Gastwirth einige Stunden südwärts von Botzen auf der Straße von Trident. Alle Fuhrleute, die aus Italien kamen, auch geringe Handels-

leute kehrten dort ein, und Polydor hörte ihren Erzählungen von Italien mit großen Augen und offenem Munde zu. Sein Talent fand auch hier Beifall. Wie oft sagten ihm die Italiener, er müsse in ihr Vaterland gehen und sehen, was man dort für Bilder in Farben male und in Stein haue! Dann seufzte Polydor; und es war nicht der Wunsch allein diese gepriesenen Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen, was ihm diesen Seufzer auspreßte.

Der Gastwirth hatte ein einziges Kind, Apollonie, deren Lieblichkeit nicht wie Trautel seine Augen — sondern sein ganzes Herz erfreute. Darum hatte er auch noch nie sie so starr, wie einst jene angeschaut. Aber er wußte darum doch genau, wie sie aussah, wie sie die Augen so lieblich aufschlug, wie sie erröthete, wenn ein Fremder — und freundlich lächelte, wenn ein Bekannter sie ansprach. Er hatte nie sie angesprochen. Was hätte er ihr auch sagen sollen? allein gezeichnet hatte er sie wie oft schon! aber ganz heimlich und es keinem gezeigt. Ein italienischer Tabuletkrämer hatte ihm schwarze Kreide und einige Bleistifte geschenkt. Diese Schätze wurden für Apollonias Bild verwendet. Höchstens brauchte er sie, wenn er eine Zeichnung machen mußte, für die er gewiß war etwas Geld zu verdienen. Zu einer solchen Höhe war sein Ruf schon gestiegen, und er sann wol darauf etwas Geld zu sammeln, denn im Hintergrund seiner Seele

lag, wie hinter fernem Gebirg, Apollonia, oder Italien — vielleicht Beides.

Apollonia war nicht Braut und hieß nicht „die Schöne“ wie Trautel hieß; daher war sie schüchtern und zaghaft denn Polydor gegenüber, der sie mit seinen feurigen schwarzen Augen immer nur verstohlen ansah, — denn das hatte sie, trotz ihrer Schüchternheit doch bemerkt. Mit einiger Ueberwindung also trug sie ihm eines Tages ihre Bitte vor: er möge doch ihre Schutzheilige für sie malen; sie wolle dann das Bild über ihrem Bett aufhängen und Morgens und Abends zu ihr beten. Er versprach es freudig.

Nach einiger Zeit war Apollonia eines Abends im Weinberg, als Polydor hinaufstieg und ihr ein blaues Papier reichte. Sie nahm es, und erkannte die heilige Apollonia, in schwarzer und weißer Kreide lebendig von dem blauen Hintergrund hervorgehoben, aber — mit ihren eigenen Zügen. Sie schwieg vor Freude und Verlegenheit, und wendete beschämt ihren Kopf von ihm ab. Ihr weiches Profil zeichnete sich lieblich auf dem goldnen Abendhimmel, und der Wind wehte ihr Haar über die Stirn, daß sie wie verschleiert war. Da bog sich Polydor rasch zu ihr und küßte ganz flüchtig ihre Wange, und in demselben Augenblick packte ein mächtiger Arm den seinen, und schleuderte ihn fort, daß er die Weinbergstiege hinabtaumelte. Apollonias Rosenwange aber, so eben erst scheu von den Lippen der Liebe berührt, empfand die Schwere

der zürnenden, väterlichen Hand, und in Polydors Ohr tönte der Schrei, den Schmerz oder Schreck dem armen Kinde abpreßte.

Sein Entschluß war gefaßt. Der Gedanke wieder derjenigen vor Augen zu treten, die unschuldiger Weise seinetwegen mißhandelt worden war, vertrieb ihn aus ihrer Nähe. In der Dämmerfrühe des nächsten Morgens wanderte er mit einem Bündelchen auf dem Rücken Italien zu. Da er gehört hatte, daß man einen Paß haben müsse, um nicht als Landstreicher verdächtig und eingesteckt zu werden, so ließ er sich in Trident einen Paß geben, für den er einige Gulden mehr zahlte, als nöthig war — um lästigen Fragen zu entgehen — und fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben vollkommen frei und sein eigener Herr. Der Geldbeutel war leer, aber die Brust voll Hoffnung und Muth. Bei achtzehn Jahren ist das genug. Zehn Jahre später ist der gefüllte Beutel nothwendig um Hoffnung und Muth frisch zu erhalten, und abermals zehn Jahre später hat man, trotz aller Geldsäcke der Welt, keinen Jugendmuth und keine Jugendhoffnungen mehr.

Polydor wollte nach Rom. Wie weit das war, auf welchen Wegen man dahin gelange — das wußt' er nicht. Immer nach Süden! hatte sein Freund der Tabuletkrämer, ein geborner Römer gesagt, und ihm von der Riesenstatue des Kaiser Marcus Aurel und den Rossebändigern auf Monte Cavallo erzählt, als

Polydor ihm ein liegendes und ein galoppirendes Pferd, beide in Thon geknetet, vorzeigte.

So ging er denn immer nach Süden. Manches Nachtlager, manches Mittagsessen bezahlte er mit einem Porträt von Mensch oder Thier. Ja, hatte er des Hausvaters schöne, junge Frau, oder die hübschen Kinder der Hausfrau, oder irgend eine garstige Xantippe von Wirthin recht sauber gezeichnet, so gab man ihm noch einen Zehrpfennig oder ein Frühstück mit auf die Reise. In Schenken und auf Jahrmärkten war er gern. Wenn da die Bauern und Bürger Abends beim Wein zusammen saßen, so trat er auf mit seiner Kunst, ward immer gelobt und oft bezahlt. Hatte er dann wieder eine kleine Summe beisammen, die ihn vor Mangel schützte — und dazu brauchte er sehr wenig — so arbeitete er nur, was ihm eben einfiel.

In und vor schönen Kirchen konnt' er tagelang sitzen, und Alles so sauber und genau er's nur vermogte nachzeichnen, oder noch lieber nachkneten. Dann kaufte er sich Thon beim Töpfer, und formte mit geschickter Hand Altäre, Säulenreihen, gar Bildsäulen, oder Einzelheiten der Ausschmückung, die ihm wol gefielen.

Zu Verona saß er einst dem wunderlichen Grabmal der della Scala gegenüber und versuchte es nachzuzeichnen. Es wollte ihm nicht gelingen, er warf unwillig den Hut vom Kopf, sein Auge flammte, seine

Wangen brannten, er sah sehr schön aus. Da kamen Fremde mit ihrem Cicerone. Er bemerkte sie nicht, aber eine junge Dame aus der Gesellschaft bemerkte ihn, und statt das Grabmal anzusehen, schaute sie seinem emsigen Treiben zu. Endlich redete sie ihn deutsch an — denn sein Tyroler-Hut lag neben ihm — richtete mehrere Fragen an ihn, ermunterte ihn zum Fleiß, lobte seine Arbeit, bestärkte ihn darin nach Rom zu gehen. Ach, hätte sie doch daran gedacht ihm die Mittel dazu zu erleichtern! Aber daran denken die Vornehmen nicht! Doch war Ilda Schönholm diese junge Frau. Endlich nannte sie ihm ihren Namen, fügte hinzu, er möge sie in Rom besuchen und ging mit ihrer Gesellschaft fort.

Eine Stunde später war Polydor zufrieden mit seiner Zeichnung und hatte darüber gänzlich die deutsche Gräfin und ihren Namen vergessen.

Er zog weiter, nach Bologna, nach Florenz. Je mehr er sah, desto heißer wurde sein Durst etwas zu können, zu wissen, zu lernen, desto mehr widerte es ihn an die langweiligen Bilder zu zeichnen, mit denen er sich sein kümmerliches Brod erwarb. Oft hungerte er lieber. Oft, wenn er ein Geldstückchen hatte, kaufte er lieber Thon, als Brod. Sein Anzug war so schmutzig und zerrissen, so ganz bettelhaft, daß er nicht in die Gallerieen und Museen durfte, von deren Schätzen er doch reden gehört hatte auf seiner Künstler-Pilgerfahrt. Aber er lag in der Loggia dé Lanzi, und

vor den Thüren des Battisterios, und im Dom und in Santa Croce, überall wo Bettler auch sein dürfen — und unter seinen Lumpen zitterte und bebte er vor Entzücken, daß so Schönes auf der Welt sei.

Seine Sehnsucht nach Rom stieg immer höher. Sein einziger Gedanke war: welche Herrlichkeiten werd' ich dort finden. Nie fiel ihm ein: wie wird es mir dort gehen; und fuhr ihm das ja einmal durch den Sinn, so dachte er an die deutsche Gräfin, deren Namen er vergessen hatte — und das beruhigte ihn.

Seine Wanderung durch die Romagna war entsetzlich. Er kämpfte mit Hunger, Hitze und Ermüdung. Das Porträtiren war ihm theils zuwider, theils fand er nicht hier die frühere Theilnahme. Die Leute waren weniger gastfrei — denn er ging jetzt auf der großen Landstraße, um den nächsten Weg nicht zu verfehlen — er selbst, krankhaft reizbar und matt, war nicht so freundlich und traulich wie sonst, gefiel nicht mehr den Frauen, dieser mitleidigen Halbschied des Menschengeschlechts. Die Anstrengung zehrte ihm das Mark aus den Knochen, die Sonne das Blut aus den Adern. Die versengende Atmosphäre färbte ihn braun. Seine Züge wurden welk und schlaff, sein Gang schleppend. Aber er ging und ging.

Einst hob er sein trübes Auge, und ließ es gedankenlos in der Ferne umherschweifen. Ein runder Berg am Horizont fesselte es. Oder war es kein Berg? zu abgezirkelt, zu regelmäßig war die Masse.

Er strengte seine Sehkraft an — Gott! es war die Kuppel von St. Peter! so hatte man sie ihm beschrieben. „Rom! Rom!“ rief er und breitete seine Arme aus und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Nun fühlte er keine Erschöpfung. Er sah das ersehnte Ziel. Ach, Meilen lagen noch dazwischen, aber er wußte, er fühlte, daß er es nun erreichen werde.

Ein alter Hirt gab ihm barmherzig einen Trunk Ziegenmilch. Das war sein einziges Nahrungsmittel für den Tag. Wenn er eine halbe Stunde gegangen war, mußte er sich niedersetzen und ausruhen, und immer schwerer wurde ihm das Aufstehen. Ein Reisewagen kam ihm entgegen. Ein verdrießlich aussehender junger Mann saß darin, und beachtete nicht die Jammergestalt am Wege. Ein andrer Wagen mit zwei hübschen blonden Frauen fuhr an ihm vorüber; sie wendeten unwillig die Köpfe von dem schmutzigen, halbnackten Menschen ab. Allein der Wagen fuhr nach Rom, und Polydor versuchte sich hinten auf die Koffer zu schwingen. Es gelang. Er saß fünf Minuten oben und dankte seinem Glück. Da entdeckte das wachsame Auge des Bedienten am Schatten, den der Wagen warf, den verdächtig aussehenden Mitreisenden, und rief dem Postillon zu, mit seiner langen Peitsche einmal herumzuschlagen. Polydor stieg eilig von seinem Sitz. Ein Landmann auf einem zweirädrigen Karren, in dem nur Ackergeräth und etwas Kraut lag, fuhr langsam hinterher, sah wie mühsam Polydor

sich fortschleppte, und hieß ihn sich auf den Karren setzen. Er fuhr ihn bis eine Viertelstunde vor der porta del popolo, dann führte ihn sein Weg in die Campagna hinein, und Polydor, etwas ausgeruhet, verließ dankbar den Karren, und betrat darauf nun endlich wirklich — Rom.

Da war er! aber in welchem Zustand von Elend! Schuh und Strümpfe hatte er schon lange nicht mehr gehabt. Ueberflüßigkeiten des Anzugs, wie ein seidenes Halstuch, ein Paar bunte Tragbänder, waren verwendet um Nachtquartier und Zehrung zu bezahlen. In den letzten Tagen hatte er auch seine verblichene Jacke dafür hingegeben. So bestand denn sein Anzug aus zerrissenen Hosen, und den Fragmenten eines Hemdes und eines Hutes, die beide von ungefähr derselben Farbe waren. Dazu war er so hungrig wie man ist, wenn man in vielen Tagen keine ordentliche Mahlzeit, und in zweimal vierundzwanzig Stunden gar keine gehalten hat.

Er fing an in Rom umher zu irren; allein er sah mehr nach Bäckerladen, als nach Bau- und Bildwerken. Schaaren von Bettlern erblickte er überall, aber Niemand, der ihnen eine Gabe reichte. Hätte er das gesehen, so würde er wol auch gebettelt haben. Nun war es ja umsonst! — Seine Füße waren schwer wie Blei, krampfhaft zuckte es ihm durch die Glieder; in seinem Kopfe hammerte es, vor seinen Ohren sauste es. Er taumelte fort. Da war es ihm als stellten

sich alle Paläste in einen Kreis um ihn, fingen an zu wanken, brachen ein — — er verlor die Besinnung, und lag ohnmächtig im Koliseum.

Der Mond ging auf, glanzvoll wie er nur am südlichern Himmel strahlt. Gelassen, wie das Aug' eines seligen Geistes, der die Ewigkeit vor sich hat, blickte er nieder auf die Spuren einer Vergangenheit voll unsäglicher Größe, und einer Gegenwart voll unsäglichen Elends.

Da sauste es wieder vor Polydors Ohren, denn er erwachte allmälig aus seiner Ohnmacht, und durch das Gebraus ertönten ihm Menschenstimmen: italienische Bettlerstimmen, deutsche Männerstimmen, endlich eine Frauenstimme. Die sagte: „Ich kann durch diesen Frieden in der Natur kein Menschenweh klagen hören! einer der Herren leiht mir gewiß seinen Geldbeutel.“

„Sehr gern, war die Antwort, aber das Bettlervolk wird Sie unverschämt verfolgen, wenn es weiß, daß Sie geben.“

„Thut nichts!“ sagte die Frau ein wenig ungeduldig, und die Dankgebete der Beschenkten sagten, wie freigebig sie gewesen.

Da nahm Polydor alle seine Kraft zusammen, streckte die Hand aus und sprach: „Ich hab' in zwei Tagen nicht gegessen.“

„Himmel!“ rief die junge Frau, „das ist der Tyroler von Verona!“

Sie erkannten sich. Polydor war gerettet, er bekam ein Stück Brod, das sie von einem der andern Bettler theuer erkaufte. Ihr Bediente mußte bei ihm bleiben, ihn in ein Wirthshaus führen, die Nacht ihn bewachen, daß er nicht durch unmäßiges Essen sich schade, für anständige Kleidung sorgen, für ein Bad, für einen Arzt — wenn es nöthig sei — sie bedachte Alles. Am nächsten Morgen sollte Polydor zu ihr kommen.

„Nun! den Menschen hat sein guter Stern hiehergeführt," sagte im höchsten Erstaunen einer von Ilda's Begleitern; „Sie würdigen diesen Bettler einer Aufmerksamkeit, deren sich Wenige rühmen dürfen."

„Soll ich einen Menschen vor meinen Augen Hungers sterben lassen?" fragte Ilda unwillig.

„Und einen so schönen Menschen!" sagte der andere Herr.

„Richtig, lieber Baron! er hat es seinem schönen, ehrlichen Gesicht zu danken, daß ich ihn in Verona bemerkte. Solche treuherzige Augen müssen jeden erfreuen."

„Haben Sie denn so gar tief hineingeschaut?"

„Tief genug um zu wissen, daß ich ihm helfen kann." —

„Ich bewundre nur das außerordentliche Talent der Damen, die Schönheit in Lumpen zu erkennen."

„Ich habe dasselbe Talent, nur in erhöhtem Grade, stets bei Männern, wenn nicht bewundert, doch gefunden."

Dies Gespräch war im scherzenden Ton geführt. Da hob der Herr, der zuerst gesprochen, in etwas schulmeisterndem Tone an:

„Ich muß Sie aufmerksam machen, meine gute Gräfin, daß Ihre große Menschenliebe Sie in Gefahr bringt . . .“ —

„Moralprediger zu hören,“ sagte sie mit einer kurzen, wegwerfenden Kopfbewegung, und ging raschen Schrittes zu ihrem Wagen.

Andern Tages erschien Polydor gewaschen und gekämmt, gekleidet und gestärkt vor Ilda, und mußte ihr sein ganzes vergangenes Leben erzählen. Dann sollte er ihr seine Plane und Aussichten mittheilen. Er hatte keine andre, als Bildhauer zu werden. Sie fragte nach seinen Kenntnissen. Er hatte wiederum keine, konnte nothdürftig lesen und Buchstaben schreiben. Aber zeichnen könne er — fügte er zuversichtlich hinzu. Sie begehrte Proben, und er brachte einige zerknitterte Blätter zum Vorschein, die er seit Florenz in den Beinkleidertaschen getragen. Alles war so verwischt, so beschmutzt und zerdrückt, daß es unmöglich war zu erkennen, geschweige zu beurtheilen. Sie gab ihm Papier und eine Reisfeder — und mit leuchtenden Augen fing er an zu zeichnen: wie sie da saß in ihrem Fauteuil, den linken Arm über ein Tischchen gelegt, worauf Bücher, Blumen und kleine Geräthschaften lagen, mit der Rechten ein Wachtelhündchen streichelnd, das, die Vorderfüße an ihre Knie ge-

stemmt, auf den Hinterbeinen stand, und sie verständig anschaute. In leichten, kühnen Zügen, vollkommen ungezwungen, von unverkennbarer Aehnlichkeit war die Zeichnung. Dann zeichnete er noch einmal die Gräfin, größer, doch nur den Kopf, büstenartig mit einer Drapperie umgeben; — dieselbe freie Hand und dieselbe Aehnlichkeit! Ildas Herz schlug vor Freude über diesen entschiedenen Beruf. Sie fragte ihn, ob er nicht eben so gern Maler werden wolle; der verdiene leichter sein Brod, und könne durch Porträtiren schnell berühmt werden.

„Nein, sagte Polydor, die Farben blenden mich."

„Also Bildhauer! Aber nebenbei viel, viel lernen!" Sie setzte ihm auseinander, wie nothwendig es sei, daß er die Verhältnisse des menschlichen und thierischen Körpers genau kenne, damit er Rechenschaft über das Warum ablegen könne, wenn Kunstverständige und Meister ihn danach fragten. Eben so nothwendig sei es, daß er die Gegenstände kennen lerne, die von Malern und Bildhauern dargestellt wären, damit er selbst beurtheilen möge, inwiefern die Ausführung und Auffassung ihnen gelungen sei. Dies Alles sei hauptsächlich in Büchern zu lesen und zu lernen, und er müsse sich viel Mühe geben um es zu verstehen. Wenn er dazu entschlossen sei, so wolle sie ihm Lehrer geben, die ihm dabei behülflich wären, auch selbst ihn von dem belehren, was sie wisse; aber An-

strengung dürfe er nicht scheuen. Polydor sagte, er scheue keine.

Durch die thätige Mitwirkung des deutschen protestantischen Predigers in Rom gelang es, für Polydor ein Unterkommen bei einem deutschen Kupferstecher zu finden, wo er als ein Glied der Familie aufgenommen und behandelt, und etwas unter Aufsicht gestellt wurde. Dann wurde für den Unterricht Sorge getragen. Er mußte, wie ein Kind, schreiben und rechnen lernen, und er lernte auch leicht und willig wie ein Kind, theils weil er es seiner Wohlthäterin versprochen, theils weil er seinen Hauptzweck dadurch zu fördern hoffte. Zuweilen ließ die Gräfin ihn rufen; dann war er stolz ihr irgend einen Beweis seiner Fortschritte vorlegen zu können, und ihr Lob war ihm ein neuer Sporn. Oft nahm sie ihn mit auf ihren Spazierfahrten und in Museen, und erzählte ihm von dem Leben und Treiben der alten großen Meister, und von den Zeiten des alten großen Roms.

„Es geht mit meinem Tyroler," sagte sie oft froh zu ihren Bekannten, mit jenem kleinen unwillkürlichen Egoismus des Herzens, der uns den Gegenstand unserer Wohlthaten als unser Eigenthum betrachten läßt.

Nachdem sie für Polydor Anstalt zum gründlichen Studium der bildenden Künste getroffen, ging sie im November nach Neapel. Aber, obwol Briefe der Lehrer und derjenigen Personen, denen sie ihn empfohlen hatte, von seiner Entwickelung und seinen

glänzenden Fortschritten ihr erzählten: so war sie doch nicht darauf vorbereitet ihn so zu finden, wie er vor ihr erschien, als sie im April nach Rom zurückkam. Sein junger Genius hatte die Raupenhülle abgestreift, war aufgefahren und wiegte sich auf frischen Flügeln. In seinem treuen, glänzenden Auge funkelte geistiges Licht; seine Züge waren edler und fester, die Gestalt gehoben, die Bewegung frei. Ein unbeschreiblicher Ausdruck von Glück lieh seinem Wesen einen eigenen Zauber. Dies war nicht die Heiterkeit, die Zuversicht, die unbefangene Sorglosigkeit, die uns auf jungen Gesichtern so erquickend und wehmüthig ansprechen, und die so lieblich sind, weil sie bewußtlos wie die Unschuld sind. Polydors Ausdruck war der ruhige des bewußten Glückes. Er wußte, daß er auf der Bahn ging, die die Vorsehung ihm bestimmt.

Mit einem Eifer, dem nur seine Ausdauer gleich kam, hatte er gestrebt sich zu unterrichten. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht trieb er seine Studien, und fühlte weder geistige noch körperliche Ermüdung. Trat je ein Augenblick der Abspannung ein, so suchte er in der Praxis der Kunst wieder die frische Anregung zu finden, die von der Theorie zuweilen gelähmt wird, und nur als Erholung hatte er den Winter hindurch gezeichnet und modellirt. Da jetzt aber auch die Ausübung der Kunst in ihre Rechte treten sollte, führte Ilda ihren Schützling zu Thorwaldsen, der ihn mit jenem Wohlwollen aufnahm, das

aus dem großen Künstler einen so liebenswürdigen Menschen macht. Unzählig sind die Züge seiner Menschenfreundlichkeit. Einst kam ein junger Maler aus den Wäldern von Litthauen nach Rom, fremd, unbemittelt, ohne Schutz. Er wandte sich an Thorwaldsen, der sich sogleich von ihm malen ließ, um ihm dadurch nicht nur eine Unterstützung, sondern auch einigen Ruf zu verschaffen. Wenn man so viel von dem Hochmuth und der starren Unzugänglichkeit großer Künstler reden hört, so erfreuen dergleichen kleine Züge doppelt.

Polydor arbeitete bei Thorwaldsen, Ilda brachte den Sommer in der Schweiz zu, und führte ihn im Winter auf ein Paar Monate nach Neapel und Sicilien, damit ihm die üppige Natur des Südens und die Riesentrümmer dorischer Baukunst nicht fremd blieben. Den letzten Sommer vor ihrer Abreise aus Italien war sie in der Lombardei, meist auf einer Villa am Comer-See, wo Polydor sich einige Zeit bei ihr aufhielt, ehe beide den Weg über die Alpen suchten.

Er war jetzt zwanzig Jahr und wollte selbständig in der Welt sein. Nicht als ob Ildas Wohlthaten auf irgend eine Weise ihn drückten! für natürliche, unverdorbene Menschen ist Dankbarkeit keine Last; und ihre freie, stolze Seele hätte es nie begriffen, daß man mit der einen Hand geben könne, um mit der andern in Fesseln zu schlagen. Sie liebte zu sehr die eigene Unabhängigkeit, und hatte zu große Freude an

selbständiger Entwickelung, um sie nicht gern andern zu gönnen. Was Polydor als armer Bauerknabe gethan um sein Leben zu fristen, das wollte er nun im größern Styl fortsetzen: porträtiren, Büsten machen. Sein außerordentliches Talent die Aehnlichkeit zu treffen, schien ihm Fortkommen auf dieser Bahn zu verbürgen, und das Glück einiger Wiener Maler, die für ein in zwei Tagen gefertigtes Aquarel-Porträt 15 Dukaten erhielten, ein ähnliches ihm zu verheißen. Darum ging er nach Wien. Vielleicht zog auch noch ein heimliches Interesse, aus der Kindheit mit herüber gebracht, ihn nach der Kaiserstadt seines Vaterlandes. Ilda kannte niemand dort; also konnte sie nichts weiter thun, als für den Augenblick seine Existenz sicher stellen.

Drittes Kapitel.

Der gewöhnliche Aufenthaltsort der Gräfin Schönholm war ein freundliches Schloß von einem sehr großen und geschmackvollen Park umgeben, der unmittelbar vor den Thoren einer bedeutenden Seestadt Norddeutschlands, und an dem Ufer eines vielbeschifften Flusses lag. Der Park war zu jeder Zeit allen

Besuchern offen. Am großen Eingang, von der Chaussee aus, lag die Wohnung des Portiers im Geschmack einer Cottage erbaut. Er hatte schon vom verstorbenen Grafen die Erlaubniß erhalten den Besuchern des Parks, auf deren Begehr, Erfrischungen vorsetzen zu dürfen, und machte ein gutes Geschäft als Kaffeewirth, denn der Park war von jeher der Lieblings-Spaziergang der Stadtbewohner in dieser an Naturschönheiten nicht reichen Gegend gewesen. Er war so weitläuftig, daß man in den Hauptalleen reiten und fahren durfte, und daß gewöhnlich verschlossene und nur an einem Wochentag geöffnete Abtheilungen desselben, die Orangerie und der Blumengarten der Gräfin, nicht die Promenade beeinträchtigten. Gräfin Ohlau, Ilda's Mutter, bewohnte immer das Schloß.

Ein Spätseptembertag mit linder Luft und wolkenlosem Himmel, hatte alle Welt nach Ruhenthal hinausgelockt, und man ging und saß, ritt und fuhr unter den dünnbelaubten und allmälig bunt sich färbenden Lindenalleen und Buchenhainen. Der Platz vor der Cottage war sehr belebt. Gruppen saßen um Thee- und Kaffeetische. Herren, mit und ohne Cigarren, hatten sich in Zeitungslectüre vertieft — denn der Portier war ein Mann von Weltkenntniß und wußte, welch ein Magnet Journale heut zu Tage wären — und manches Frauenauge blickte mit unverhohlenem Erstaunen zu den Lesern hinüber, nicht begreifend, wie man einen Journalartikel über spanische Zu-

stände ihrer Conversation vorziehen könne, obleich das etwas ist, woran sie sich nach gerade gewöhnt haben sollten.

Zu einem jungen Mann im blauen Ueberrock, der in einem kleinen Buch lesend einsam dasaß, flogen sehr oft die Blicke der Frauen. Bemerken mogte er es, aber er beachtete es nicht. Die Gesellschaft war ihm in dieser Stadt zu unbeholfen, zu kleinstädtisch, zu langweilig. Er mischte sich nur gerade genug unter sie um nicht aufzufallen. Ein Minister hatte ihn kürzlich hergeschickt um ein gewisses Archiv zu ordnen und darin zu arbeiten. Einige sagten, er sei die rechte Hand des Ministers; Andere, er sei dessen natürlicher Sohn und zu einer glänzenden Carriere bestimmt; noch Andere gar, er sei der eines Prinzen des Hauses. Von Allem war keine Sylbe wahr. Otto hieß dieser junge Mann.

„Sie kommt! Sie kommt!" rief ein ältlicher, ziemlich beleibter Herr, aus dem Innern des Parks an einen Tisch eilend, wo mehre junge Männer plauderten.

Diese riefen durcheinander: „Wer? — Wann? — Die Cholera? — Ist die Königin von Spanien entwischt? Kommt die Schröder-Devrient aus England zurück?" —

„Was Königin! was Sängerin! sie ist beides in einer Person! kurz ich sag' Ihnen, Gräfin Schönholm kommt nächstens. Sie hat es heute früh ihrer Mut-

ter geschrieben, und ich komme so eben von der. Nun, freut sich niemand?"

Wieder erhoben sich mehre Stimmen: „Ja, wenn sie uns gute Diners geben wird. — Wenn die italienische Sonne ihren Hochmuthspanzer geschmolzen hat. — Was geht sie mich an! — Langweilige Person! — Die Schröder-Devrient wäre mir hundert Prozent lieber. — Andre Nachrichten, Baron!" —

„Weiß nichts!" brummte dieser verdrießlich, setzte sich, nahm den Hut ab, um mit einem Foulard die Stirn zu wischen, drückte ihn dann tief in die Augen, rief mit Stentorstimme: „Kaffee!" und schien entschlossen zu schweigen.

Da ertönte eine Frauenstimme vom nächsten Tisch: „Ist's wahr, lieber Baron, kommt die Schönholm bald?"

Der Baron fuhr herum: „Ja, Gnädigste, noch im Laufe dieses Monats!" — und als die Dame eine winkende Handbewegung machte, — weil sie schon lieber von einer hübschern jüngern Frau, als gar nicht, reden hören und selbst reden wollte — so folgte er dem Wink, und setzte sich zu ihr und ihrer unschönen Tochter.

„Nun was schreibt sie?" fragte die Dame weiter.

„Außerordentlich niedergeschlagen über den furchtbaren Tod ihres Vetters, und vielleicht noch mehr über das Schicksal ihrer Cousine — was sie Beides erst in Schloß Ohlau erfahren hat. Dann macht sie

ihrer Mutter leise Vorwürfe, daß sie ihr diese Begebenheit verschwiegen."

„Wie konnte die Mutter ihr das verschweigen! Alle Welt wußte es, jeder Zufall konnte es offenbaren!"

„Sie wissen, wie die gute Mutter ist! Ich gab ihr auch meine Verwunderung zu erkennen; da erwiderte sie mir, sie habe nicht ihrer Tochter die Trauerbotschaft mittheilen mögen, weil sie gefürchtet, daß sie dann nicht für diesen Winter nach Deutschland kommen, oder wol gar, daß sie zur Gräfin Ondine gehen werde."

„Und wo ist diese abscheuliche Frau gegenwärtig?"

„Still, still, ums Himmelswillen! man weiß nichts, sag' ich Ihnen, gar nichts! man vermuthet nur."

„Aber auf keinen Fall könnte die Schönholm daran denken zu dieser Frau zu gehen."

„Ach, Allergnädigste, sie denkt und thut Dinge, die man sich nicht träumen läßt, und es liegt ganz in ihrem Charakter, daß sie ihre Cousine aufsuchen würde, weil sie unglücklich ist."

„Sie brauchen ein mildes Wort, guter Baron."

„Warum sollt' ich nicht! ich gleiche darin den Griechen, von denen ich einmal gelesen habe, daß sie aus Liebe für den Wohlklang den Dieb einen Liebhaber genannt hätten. In unsern Tagen sollte man die Liebhaber Diebe nennen — nicht?" — Er gab sich Mühe schlau zu lächeln und mit den Augenliedern

zu zwinkern, was seinem gutmüthigen breiten Gesicht sehr possirlich anstand.

Die Dame bemühte sich eben so vergeblich imposant auszusehen, und fragte weiter: „Da die Schönholm in tiefer Trauer ist, wird sie wol wenig Gesellschaft sehen?"

„Vor der Hand — wahrscheinlich! indessen — petit à petit l'oiseau fait son nid — um die Mitte des Winters wird doch Alles wieder bei ihr sein, und daher war mein Staunen groß, als die jungen Herren vorhin mit solcher Gleichgültigkeit die Nachricht aufnehmen, daß ein so gutes Haus sich ihnen wieder öffne."

„Sie wissen, Gräfin Schönholm ist sehr wenig zuvorkommend gegen junge Leute . . ." —

„Sie ist es gar nicht, was noch mehr ist, und nur für ältere Männer die Artigkeit selbst. Sie findet es artig genug jungen Leuten, die oft noch so ungeschickt sind, ihren Salon zu öffnen. Aber freilich muß man sich da mehr geniren, wie in dem einer Tänzerin! zu meiner Zeit war es doch anders."

„Nein, guter Baron, es war eben so. Die Männer waren immer am liebsten dort, wo sie à peu de frais für charmant galten. Uebrigens scheint es mir sehr schwer der Gräfin Schönholm zu gefallen. Ausgezeichnete Männer sollen sich umsonst bei ihr bemühet haben."

„Man sagt es."

Ich

„Ich kenne sie wenig, denn Sie wissen, daß ich nur ein Jahr vor ihrer Abreise nach Italien mich hier etablirte; doch ich habe von einigen Personen gehört, sie wolle eine Inclinationsheirath oder gar keine schließen."

„Da würde sie vollkommen Recht haben."

„Wenn es aber wahr ist, daß sie im Fall einer Ehe den Genießbrauch des glänzenden Vermögens ihres verstorbenen Mannes verliert: so müßte sie bei dieser Inclinationspartie doch auch andre Rücksichten nehmen."

„Mein Gott, wer redet denn von einer solchen?" rief der Baron ungläubig und doch neugierig.

„Ich nicht, denn ich kenne sie zu wenig. Allein ich habe von einem Künstler gehört, einem Violinspieler, glaub' ich, den sie hat erziehen lassen — daraus soll eine heftige Passion von beiden Seiten erwachsen sein."

„Der kleine Polydor? nimmermehr! Ich war mit ihr in Rom, als sie sich seiner annahm. Der gute steife General Krück auch, der jetzt schon todt ist, und damals noch den Liebenswürdigen zu spielen versuchte, was ihn sehr unliebenswürdig machte. Polydor? der junge Bildhauer? — ich glaub' es nicht."

„Wie er heißt und was er ist, weiß ich nicht. Doch Sie sagten ja Selbst so eben, es läge im Character der Gräfin Schönholm das Ungewöhnliche zu thun."

„Nun ja — doch dies wäre geradezu eine Tollheit. Dieser Mensch hat nichts, ist nichts — Sie machen mich ganz unruhig.“

„Also halten Sie es nicht für unmöglich?“

„Gott, Napoleon ist auf St. Helena gestorben, und der Sohn eines gascognischen Advocaten trägt die Krone der Wasa — was ist unmöglich, Allergnädigste?“

„Aber gewiß ist es noch nicht? die Mutter hat noch nicht davon gesprochen?“

„Auf Ehre nicht! keine Sylbe. Der Brief war so traurig.“

„Guten Abend, Baron. Es wird kühl, ich fahre.“ Mutter und Tochter gingen mit freundlichem Gruß. Der Baron blieb einsam bei seinem Kaffee mit dem Hamburger Korrespondenten.

„Das lügt Alles durcheinander!“ rief er endlich und stand auf. „Ach, mein lieber Otto, Sie noch hier? das ist gut. Lassen Sie uns zusammen gehen und plaudern. Darüber werd' ich meinen Aerger vergessen. Ein so schöner Abend, und die dummen Leute laufen herein, weil es dunkel wird! Sie wissen nichts Gutes zu schätzen.“

„Doch! wenn es ihnen zu gut kommt.“

„Das Gute kommt gewissermaßen Allen zu gut.“

„Aber Keinem exclusiv, und darum gerade ist es gut, und wird wenig anerkannt.“

„Das ist wahrhaftig auf sie anzuwenden! — ich meine auf die Gräfin Schönholm.“

„Gewöhnlich auf das Genie.“

„Aber sie ist nicht blos ein Genie, sie ist auch ein Engel! man kann mit ihr scherzen, sie nimmt's nicht übel; man kann von ernsten Dingen mit ihr reden, es langweilt sie nicht; sie hat so viel Unglück gehabt und steht immer frisch im Leben da; sie hat so viel geweint und ist doch nicht larmoyant; ein zartes Herz und eine mächtige Seele! — Ich behaupte nicht, daß sie keine Schwächen und Fehler habe, z. B. etwas Hochmuth, etwas viel Selbstvertrauen; aber dennoch ist sie himmlisch gut. Haben Sie das Buch gelesen, das sie unter dem Titel: Ein Denkmal — herausgegeben?“

„Ja, so eben noch. Es ist unvergleichlich an Grazie der Phantasie und Tiefe des Gefühls. Wem hat sie dies Denkmal gesetzt?“

„Einem Todten, dem Lord Henry Killarney. Ich weiß die Geschichte, ich werde sie Ihnen erzählen — wenn es Sie nicht langweilt. Verdreht und verstümmelt haben Sie sie vermuthlich schon gehört.“

„Desto lieber hör' ich jetzt die Wahrheit.“

„Der Vater der Gräfin Schönholm hieß Graf Ohlau, war mein lieber alter Freund, aber ein leichtsinniger Patron. Er starb gerade zu rechter Zeit, nachdem er sein Vermögen, daß nie bedeutend war, in alle vier Winde gestreut hatte. Es wurde geordnet und

gerettet was irgend möglich war, und seine Wittwe lebte eingezogen, aber anständig und erzog ihre Tochter aufs Vollkommenste. Indessen vermuthete Keiner von uns, was aus dem Kinde werden würde, und sie selbst wohl am Wenigsten. Manche Mütter müssen sich verwundern, wie sie zu so ganz von sich verschiedenen Kindern kommen! Väter weniger — nicht?"

Und wieder machte der Baron die possierliche Grimasse, die er annahm, wenn er glaubte einen kekken Scherz gewagt zu haben. Otto lachte laut über seine komischen Mienen und der Baron sagte:

„Ja, ja, Sie lachen jetzt! dereinst wird Ihnen die Sache weniger spaßhaft vorkommen!" — dann lachte er selbst herzlich über seinen unerschöpflichen Witz, und fuhr endlich fort:

„Nun, Gräfin Ohlau ist die Tugend selbst, aber in Sorgen und Mühen ist sie jung gewesen und alt geworden, und von dem Geist und der Lebhaftigkeit ihrer Tochter hat sie nichts. Als diese siebzehn Jahr alt war, war sie an Schönheit und Huldgeberden eine Wundersage auf Erden — wie ich gestern in einem orientalischen Gedicht gelesen — und Graf Schönholm ein reicher, braver rechtschaffener Mann warb um sie und heirathete sie sogleich. Mit einer solchen Ruhe und Unbefangenheit, wie die kleine Ilda, hab' ich nie heirathen sehen. Sie freute sich nicht, sie betrübte sich nicht, sie zeigte ihrem Verlobten weder Zu- noch Abneigung, sie äußerte weder Furcht noch Bedauern.

Die Heirath schien ihr zum Gang ihres Lebens zu gehören. Aber bald stellte sich die Sache anders, denn die beiden Menschen harmonirten so wenig wie Luft und Erde und die Ehe blieb kinderlos. Darüber war Graf Schönholm sehr verdrießlich und man kann nicht wissen, was für Scenen vorgefallen sind, denn etwas roh war er. Aber Ilda klagte nie, sagte kein Wort, obgleich die Mutter in der Stadt lebte; nur verfiel ihre Gesundheit und sie ward außerordentlich ernst und immer stiller und stiller. Auf einmal brach ein unerhörter Jubel aus, sie sei guter Hoffnung. Napoleon traf große Anstalten für die Geburt des Königs von Rom; Graf Schönholm — proportion gardée. — desgleichen. Er rechnete auf einen Sohn mit einer Gewißheit, die mich ärgerte, denn wenn der liebe Gott ein Mädchen bescheerte, so hätte die Frau es wahrscheinlich wieder verschuldet und Hartes darum gelitten. Ich fragte ihn auch einmal, ob er glaube, daß der Himmel ein eben so lebhaftes Interesse an der Geburt der Töchter, wie an der der Söhne nähme; ich für mein Theil bezweifelte es, wenn ich sähe, wie die Väter sich geberdeten. Er machte ein Paar fürchterliche Augen und sagte: „Herr Baron, Sie sind nicht der letzte Ihres Namens und Stammes.“ — Ilda sprach weder Wunsch, Freude noch Hoffnung aus; sie war und blieb schweigend. Endlich kam sie nieder und richtig mit einem Sohn. Schönholm triumphirte. Mit solchem Jubel ist wol selten ein klei-

ner Erdenbürger empfangen worden, und stellen Sie Sich die Verzweiflung vor, als er nach fünf Wochen starb. Acht Tage später brachte man Graf Schönholm mit einer tödlichen Kopfwunde nach Ruhenthal. Er pflegte wie ein Wahnsinniger zu reiten, sein wildes Pferd hatte sich gescheut und ihn an den Eckstein einer Brücke geschleudert. Er starb binnen vierundzwanzig Stunden. Sein Testament bewies Gleichgültigkeit für seine Frau und Interesse für seinen Namen; es gab ihr den Genießbrauch des ganzen Vermögens, so lange sie Gräfin Schönholm blieb; verheirathete sie sich aber, so ging es gleich an irgend eine entfernte Verwandtenfamilie in Schweden über, gerade so als ob sie todt sei. — Dies ist die äußere Geschichte der drei Ehestandsjahre der Gräfin. Nun giebt es noch eine innere, von der aber freilich ein Dritter wenig zu erzählen weiß, wie überhaupt von jeder Liebesgeschichte, bei der es keine Duelle, Scheidungen und Scandal gegeben. Ungefähr ein Jahr vor dem Tode Schönholms kam Lord Killarney nach Ruhenthal. Dies war ein junger Irländer, den der Graf auf einer Reise nach England kennen gelernt, und mit seiner gewohnten Gastfreiheit — seine liebenswürdigste Eigenschaft — zu sich eingeladen hatte, wenn er je le grand tour auf dem Continent machen wolle. Aus seiner vaterländischen Provinz Connaught kam er plötzlich mit dem Dampfschiff von London herüber. Hab' ich je einen melancholischen Menschen ge-

sehen, so war es dieser Lord Henry. Der Jammer seines Vaterlandes nagte ihm am Herzen. Er kam des wohlfeileren Lebens wegen auf den Continent, denn er mogte nicht seinen armen Unterthanen das abpressen und entziehen, was er in London verbrauchte, wo seine Geschäfte und Verhältnisse ihn bisweilen in das große Leben der Reichen warfen. Dabei hatte er Augen wie die Porträts von Lord Byron, und so ein napoleonfarbenes Colorit, wie die Büsten der alten Imperatoren. — Sie haben ein ähnliches, Sie sehen, ich bin nicht ganz umsonst in Italien gewesen. Nun, um es kurz zu machen — Lord Henry und die Gräfin liebten sich, das war unverkennbar und nicht zu leugnen. So wie sie ins Zimmer trat, nein, so wie nur ihr Name, nur eine Beziehung auf sie genannt wurde — verklärte sich sein Gesicht, und mit ihr war es derselbe Fall. Er blieb und blieb, ging mit Schönholm auf die Jagd, spielte Billard und Schach mit ihm, hielt Schieß- und Reitwetten mit ihm — kurz, die Sache schien richtig zu sein. Sie müssen wissen, daß ich, wenn ich von einem Verhältniß der Art höre, nie und nichts glaube, als bis der Gemahl anfängt sich mit dem Aspirant zu liiren. Sind die beiden Männer erst dicke Freunde, dann glaube ich, und unter hundert Fällen habe ich neunundneunzig Mal Recht gehabt. Es ist seltsam, wie der Ehestand die Männer verdummt und die Frauen klug macht. Letztere werden so schlau, daß, wenn nicht ihre

Leidenschaftlichkeit zuweilen die Oberhand gewönne, und wenn nicht die Anbeter durch Unvorsichtigkeit oder Prahlerei Blößen gäben — Alles nur bei vagen Vermuthungen bleiben müßte; nun, das ist zu begreifen. Warum aber die Männer in eine so stupende Dummheit verfallen, daß sie nicht sehen, nicht hören, nicht ahnen, was weltkundig und doch wahrhaftig für sie selbst von Wichtigkeit ist — das habe ich nie begreifen können. Edles Vertrauen! warum nicht gar! länger als die Flitterwochen hindurch hegt es keiner. Eitelkeit und Gleichgültigkeit — voilà! man sieht die Frau nicht mehr mit denselben Augen an, aber man meint, ihr Auge müsse immer dasselbe bleiben."

„Sie sind wahrscheinlich nie oder mit einem Engel vermählt gewesen, um ein so eifriger Ritter der Frauen zu sein, bester Baron."

„Nie, mein Lieber, nie! eben so wenig bin ich ein Ritter der Frauen. Ein Geschlecht ist heut zu Tag' gerade so verderbt wie das andere, und nur das weibliche hat den Vorzug der Klugheit, denn es gehört zu den mirakulösen Ausnahmen, daß eine Frau einfältig genug ist sich mit derjenigen zu liiren, der ihr Gemahl den Hof macht."

„Also war das Verhältniß der Gräfin Schönholm und des Irländers wie alle andre der Art?"

„Ich hab' gesagt: die Sache schien richtig zu sein. Auf einmal aber verschwand Lord Henry, zum

allgemeinen Erstaunen und zur Betrübniß Schönholms, von dem er nur einen kurzen, herzlichen, schriftlichen Abschied nahm, und den abgebrauchten Vorwand von plötzlicher trauriger Nachricht angab. Am frühen Morgen war er fortgefahren; Abends las Schönholm den Brief einem ziemlich großen Kreise vor, der laut in Bedauern über die Entfernung des liebenswürdigen Lord Henry ausbrach und heimlich mit unendlicher Neugier das Ehepaar beobachtete. Einige meinten später, der Graf Schönholm habe seine Rolle vortrefflich gespielt; aber er war de bonne foi dabei; denn erstens, wenn er Lord Henry hätte gehen heißen, wie hätte er ihn zwingen können, ein so herzliches Billet zu schreiben. Und zweitens sprach er den ganzen Abend ununterbrochen von ihm, fing stets von ihm wieder an, sobald etwas Neues auf's Tapet gebracht wurde — wie das seine langweilige Gewohnheit bei allen Dingen war, die ihn interessirten; — hätte er etwas gewußt, so würde er nicht gewagt haben die Fassung seiner Frau auf eine vierstündige Probe zu stellen. Nein, er war vollkommen unbefangen! Die Gräfin blaß wie ein Geist, aber ruhig! Aller Augen wendeten sich auf sie, als man nach dem Grund der Abreise fragte. Sie schlug die ihren groß und fest auf, und sagte blos: Ich weiß nur, was Ludwig weiß, und kann keine genauere Auskunft geben. — Nach zwei Monaten erhielt Schönholm einen Brief von Lord Henry aus Norwegen; doch man hatte ihn schon ziem-

lich vergessen. Dann kam die Niederkunft der Gräfin, wobei allerdings sein Andenken wieder aufwachte und viel von ihm gesprochen ward, bis die beiden Todesfälle jedes andre Gespräch verschlangen. Ilda war niedergeschlagen und betrübt über den Verlust von Sohn und Gemahl, doch nicht fassungslos. Da erhielt sie in der letzten Hälfte ihres Trauerjahrs plötzlich die Nachricht von Lord Killarneys Tod; er hatte nach dem Orient reisen wollen und war bei einem Schiffbruch im atlantischen Meer umgekommen. Nun brach sie zusammen. Sechs Monat hat sie in fast klösterlicher Abgeschiedenheit, weiß Gott wie! verlebt, und kaum ihre Mutter gesehen, dann machte sie mit der eine Reise nach England, wobei Schottland und Irland das Hauptziel waren, und von dort kehrte sie zurück ungefähr so wie sie jetzt ist: entschlossen mit dem Leben fertig zu werden und es auf einer ihr homogenen Bahn zu durchwandeln. Nach und nach kam sie mit einer Menge Blüthen ihrer Phantasie zum Vorschein, Zeichnungen, Gedichte, Novellen, womit sie im Stillen sich zerstreut und getröstet, und die sie sorgsam verborgen hatte, weil Graf Schönholm über dergleichen Beschäftigungen die Achseln zuckte; und sei es die Theilnahme befreundeter, oder der Beifall fremder Personen, oder der Drang des Genius, der für eine Welt schaffen mögte, oder — was weiß ich! kurz, sie gab vor drei Jahren dies phantastische Denkmal heraus, wo Alles so arabesken-

artig um ein verhülltes Bild gereiht ist, wie Blumenkränze, Votivbilder, Kerzenglanz und Weihrauch um einen Heiligenschrein. Diese Phrase hätte ich nicht so schön erfunden; ich habe sie mir aus einer Rezension gemerkt. Nächstens kommt sie und bringt neue Schätze mit, und niemand freut sich, und man erfindet alberne Geschichten über sie."

„Wie kann Sie das ärgern? die Welt ist weder geistreich noch witzig und macht Erfindungen, wie sie's eben versteht."

„Ja, wenn sie nur einigermaßen in dem Sinne und Character der Gräfin wären! aber sie ist keine Freundin der Ehe und soll heirathen! ist aristokratisch gesinnt, und soll den kleinen Tyroler Bauerbuben heirathen! Sie sehen wol, das geht nicht."

„Sie scheint eine starke Seele zu haben, drum muß sie mächtiger Liebe fähig sein, und wenn sie den kleinen Tyroler Bauerbuben, wie Sie ihn nennen, liebt, so mag sie sich ja wol über Vorurtheile hinwegschwingen können."

„Vorurtheile, Bester? ach, Sie sind auch junges Deutschland?"

„Nur halb, denn Widerwille gegen die Ehe scheint mir ein Vorurtheil."

„Weiß Gott, ob's auch ihr Ernst ist, denn sie sagt oft ernsthafte Dinge mit scherzhaftem Ton, und lustige so ernst, daß man nie seiner Sache, ich meine ihrer Ansicht, gewiß ist. Aber das letzte Wort, was

ich bei einem Heirathsantrag, den sie ausschlug, von ihr hörte, war in Italien, und sie sagte: Himmel, ist's denn nicht thörig genug, daß ich Dichterin bin zu einer Zeit, wo niemand den Dichter achtet? und man verlangt, daß ich mich verheirathe und kein Mensch achtet die Ehe? — Dabei blieb es. Ich glaube, sie kann Lord Henry nicht vergessen."

„Gewiß nicht, so lange die Richtung, welche diese Liebe ihr gegeben, ihr genügt."

„Mein Gott, kennen Sie sie etwa? Sie sprechen so bestimmt."

„Ich kenne nur ihr Buch, aber unwillkürlich formt man sich das Characterbild eines interessanten Schriftstellers aus und nach dessen Werken."

„Ach, interessant ist sie im höchsten Grade! nicht wahr?"

„Sie ist es durch diese glühende und doch so zarte Liebe, die sie mit einer Unbefangenheit ausspricht, wie einst Heloise es gethan. Aber was mich noch mehr hinreißt, ist, daß sie nicht blos auf das Klopfen ihres Herzens hört, sondern dem Schmerz der Menschheit und der Klage eines Volkes zugänglich geblieben ist. Die Gesänge aus Erin sind vielleicht die schönsten der Sammlung, und die Zeichnungen dazu gewiß die tiefsinnigsten."

„Sie können sich aber auch nicht vorstellen, welche ergreifende Schilderungen Lord Killarney davon zu machen pflegte."

„Ich will gern glauben, daß ihre Phantasie durch ihn auf diesen Gegenstand gelenkt und erregt ist; allein, wie sie ihn in ihrer Seele aufgenommen und dann ihn wiedergegeben hat, das geht aus eigener Kraft und eigener Anschauung hervor.“

„Mein bester Otto, so wie die Gräfin angekommen ist, werde ich Sie ihr vorstellen, und ich glaube, Sie werden sich Beide gut conveniren.“

Sie schüttelten die Hände und trennten sich. Nach wenigen Tagen traf Ilda wirklich in tiefer Trauer und sehr niedergeschlagen in Ruhenthal ein, und beglückte ihre Mutter, den Baron und einige Personen ihres engeren Kreises durch die Versicherung, sie werde den ganzen Winter hier zubringen. Doch vor der Hand wollte sie keine Gesellschaft sehen, sie wäre zu traurig, zu beschäftigt, und könne an nichts Theil nehmen, bevor sie nicht einige Gewißheit über das Schicksal ihrer unglücklichen Cousine habe.

Viertes Kapitel.

Ungefähr ein Jahr vor dieser Epoche begann die Wendung von Ondinens sonst so friedlichem Schicksal. Der Vater ihres Gemahls war ihr Vormund gewesen, und hatte sie, die elternlose, arme Waise, mit

Liebe in seinem Hause erzogen. Er starb als sie vierzehn Jahr alt war. Die Zukunft dieses einsamen schönen Geschöpfs wäre unaussprechlich traurig gewesen, wenn nicht Askanio ihr seine Hand geboten hätte, den Schutz und Schirm seines Namens, und die Zuflucht an seinem edlen, festen Herzen, das von inniger Liebe für Ondine bewegt war. Sie warf sich in seine Arme, jung, kindisch, unerfahren, nichts wissend, nichts kennend, nicht einmal Askanio, den seine Studien fünf Jahre hindurch fern vom Vaterhause gehalten, und am wenigsten sich selbst. Aus der Kinderstube trat sie vor den Altar. Ihre flatternden, lichtbraunen Locken wurden zum ersten Mal aufgesteckt, damit der Myrthenkranz graziöser sitze. Sie ward Gattin wie im Traum, nnd wie im Traum Mutter. Ihre Söhne waren ihre Puppen, dann ihre Gespielen; sie zu erziehen fiel ihr nicht ein; das war Askanios Sache. Von Sorgen und Mühe, von Ernst und Anstrengung wußte sie nichts; sie flatterte durchs Leben fröhlich und lieblich wie ein Schmetterling.

Askanio war auch erst einundzwanzig Jahr, als sein Vater starb, aber er war aus anderm Stoff und nach anderm Zuschnitt geformt. Er wußte, was er auf sich nahm, als er sich entschloß in so früher Jugend das Haupt einer Familie zu sein, und nicht blos für sich, sondern für Frau und Kinder, fest und sicher dazustehen. Erfahrung hatte er wenig, jedoch den eisernen Willen das Beste zu thun und nie zu schwanken,

wenn eigene und fremde Wohlfahrt auf der Wagschaale lägen. Mit einem Ernst, der weit über seine Jahre, mit einer Sicherheit, die nur das Erzeugniß seines edlen Selbstbewußtseins war, nahm er seinen Standpunkt in der Welt. Seine Liebe für Ondine war keine vorüberrauschende Leidenschaft gewesen. Er freute sich ihrer Schönheit, aber ihn fesselte dies weiche, schmiegsame, hülfsbedürftige Wesen, das bei jedem Schritt seine leitende Hand ergriff. Er empfand für sie die innige Zärtlichkeit eines Gatten, er handelte für sie mit der fast mitleidigen Sorgfalt eines Vaters; aber demonstrativ war er nicht. Ondine wußte und fühlte sich geliebt, allein sie hätte es auch gern von ihm gehört, und Askanio sagte es nie, weil ihm das Wort überflüssig schien, sobald die Handlungsweise es offenbare. Ach, gegenseitiges Mißverstehen ist so leicht! und kaum trägt etwas Anderes die Schuld, als die Verschiedenheit der Verhältnisse! Der Mann kann auf hundertfache Weise durch Vorsorge und Thätigkeit, handelnd und gebend, seine Liebe bezeigen; die Frau empfängt und nimmt nur, kann nichts thun, darum spricht sie von ihrer Liebe. Und weil sie meint — und mit Recht — ihre Liebe sei eben so viel werth, wie die des Mannes, und habe doch tausend süße Worte, und Schmeicheleien, und Liebkosungen, so findet sie ihn oft kalt und gleichgültig, während er meint, sie mache kindische Ansprüche. So lange die tiefe, allversöhnende und ausgleichende Liebe

in beiden Herzen lebt, so trägt sie über solchen kleinen Zwiespalt hinweg; aber ist sie von einem Blitzstrahl geblendet oder durch einen Sturm erschüttert, so können aus der Kluft Nebel emporsteigen, die das ganze Leben verfinstern.

Es giebt ein Buch voll wunderbar tiefsinniger Vorschriften — bisweilen sind es nur Andeutungen — für alle menschliche Zustände. Der Himmel mag wissen, wer die Schuld trägt, daß es bei einem großen Theil der Menschen aus der Mode, und bei einem eben so großem Theil in die Mode gekommen ist, und daher theils nicht verstanden, theils nicht richtig angewandt wird. Dies Buch ist die Bibel. Darin steht: „Ihr sollt besitzen, als besäßet ihr nicht." Gewiß ist das Goldplättchen dieses Spruches in Predigten, Trost- und Erbauungsschriften, Andachtsbüchern rc. zu einem Goldfaden von einigen hunderttausend Klaftern bereits verdünnt und verbraucht, und beim Verlust von irdischen Gütern und beim Tode von geliebten Menschen als eine zu späte Ermahnung uns Allen vorgetragen worden und, wie gewöhnlich Trostgründe, ziemlich am unrechten Ort. Aber wenn zwei Menschen die sich lieben und besitzen, sich entschließen könnten, jene Worte zur Richtschnur ihres Daseins zu machen — wenn es möglich wäre, die Grazie, die Zartheit, die Sehnsucht, die Flamme des Nichtbesitzes mit der Glut und Hingebung des Besitzes zu verbinden — wer wollte dann nicht gern an das Glück in

der

der Ehe glauben, und in ihr den Himmel auf Erden sehen? — Doch nun kühlt der Besitz nur ab, ohne zu befriedigen.

Ilda und Askanio waren ungefähr in einem Alter, und Beider Väter — Brüder gewesen. Askans Verheirathung fiel in die Zeit von Ilda's herben Schmerzen, und so lernten sie sich eigentlich erst nach der Rückkehr der letzteren aus England kennen. Damals hatte sie die erdrückende Schwermuth, die wie ein Mehlthau auf der Blüthe ihrer Jugend lag, abgestreift, sich entschlossen in jede freundliche Verbindung einzugehen, welche das Schicksal ihr bieten würde, und sich vor allem dabei ihres Vetters erinnert, der ihr immer so wol gefallen hatte, wenn er bisweilen Ferien der Studien zu einem Besuch in Ruhenthal benutzt. Sie lud ihn herzlich ein ihr seine Frau vorzustellen, und Askanio und Ondine folgten so bereitwillig der Einladung, als ob sie den Gewinn ahnten, der für sie Beide aus Ilda's Freundschaft entspringen würde. Er war groß; denn nicht nur, daß ihr reicher, vielseitig gebildeter Geist für Askan ein anziehender Umgang und für Ondine ein Sporn ward, ihr etwas nachzustreben — sondern oft auch ward sie eine Vermittlerin zwischen dem etwas zu gebieterischen Gemahl und der zu demüthigen Ondine. Nie war Askan ein liebenswürdigerer „Herr," als wenn Ilda neben Ondine stand, und weil Letztere das fühlte, und dankbar erkannte, wie Ilda sie zu heben suchte, so hing sie an

ihr wie an ihrem Schutzgeist, und weinte drei Tage nach jedem Abschied. Dann aber vergaß sie ihren Schmerz von selbst. Der Verkehr zwischen den Bewohnern von Ruhenthal und Schloß Ohlau war ununterbrochen herzlich. Ilda richtete ihren Reiseplan stets so ein, daß sie kommend und gehend ihre Freunde besuchte; aber korrespondirt wurde wenig. Askan hatte keine Zeit dazu; Ondine, wie die meisten Frauen — nicht Mädchen — liebte nicht zu schreiben; und Ilda behauptete, sie schriebe ihren Freunden so viel, und so viel besser en gros, daß ihnen das en détail nicht genügen könne.

Während Ilda's Aufenthalt in Italien traten in der Regierung und in der Landesverwaltung Wechsel ein, die Askanios Gegenwart in der Hauptstadt erforderten. Keiner hatte sich so eifrig und thätig für das Wohl seiner Provinz gezeigt, darum ward er einmüthig als Stellvertreter derselben bei wichtigen Berathungen ernannt, die während einiger Monate in der Residenz gehalten werden sollten. Die Trennung von Ondinen und den Knaben schien ihm eben so unmöglich als ihr, darum nahm er ein Haus und richtete sich vollständig für den ganzen Winter in der Residenz ein.

Ondine hatte zwar wochenlange Reisen gemacht, sie kannte die schönsten Punkte Deutschlands, sie war in Ruhenthal auf langen Besuch gewesen; allein diese förmliche Uebersiedelung ihrer Häuslichkeit in eine

große, fremde Stadt war ihr, vielleicht der ersten Unbehaglichkeit wegen, nicht lieb, und obwol es Anfangs November, also höchst traurig auf dem Lande war, so vergoß sie doch heiße Thränen, als sie in den Reisewagen stieg, und der zurückbleibende Theil der Dienerschaft weinte ihr nach, denn sie war eine milde und geliebte Herrin. Askanio begriff nicht diese Trauer; er war ja bei ihr, die Knaben waren bei ihr! er meinte, das heimathliche Schloß oder der Wigwam eines Indianers müßten unter diesen Umständen Ondinen gleichgültig sein. Doch ließ er sie ungestört weinen, und begann erst dann freundlich ihr zuzusprechen, als ihre Thränen minder heftig flossen. Sie hörte anfangs nicht sehr auf ihn; doch als er Vorschläge für ihr häusliches und geselliges Leben machte, wurde sie theilnehmend, und erreichte am nächsten Tage in heiterster Stimmung das Ziel ihrer Reise, wo ein bequem eingerichtetes Haus sie empfing und sie vollends ganz zufrieden stellte.

Es war nicht ihre Absicht viel in die Welt zu gehen. Askanio war so durch Geschäfte in Anspruch genommen, daß sie die wenigen Stunden des Beisammenseins nicht an die Gesellschaft verschwenden mogten, sondern sich auf den Umgang derjenigen Personen beschränken wollten, mit denen Askan in nähere Berührung kam, oder die ihn besonders ansprachen. Ondine freute sich auf das Schauspiel, das sie leidenschaftlich liebte, und Askanios erste Sorge war, eine

Loge zu nehmen, damit sie täglich ihre Unterhaltung habe. Als sie zum ersten Mal das Theater besuchte, wurde eine der schönsten Bellinischen Opern gegeben; doch weder die hinreißende Musik, noch das bezaubernde Spiel der Primadonna, noch die ergreifende Stimme des ersten Tenors machten auf das Publikum einen solchen Eindruck, als Ondinens Erscheinung. Alle Lorgnetten hafteten wie verzaubert an ihrer Loge. Eine fremdartigere, feenhaftere Schönheit hatte man lange nicht gesehen. Es herrschte die Mode des gescheitelten Haars, die freilich höchst bequem, aber vortheilhaft nur für ganz junge, oder regelmäßig schöne Gesichter ist, weil sie die Züge nicht bloß, sondern zugleich die ganze Form des Kopfes und Nackens enthüllt. Ondine aber trug ihr braunes, wie mit glänzenden Goldfunken bestreutes Haar, an beiden Seiten des Gesichts in langen, natürlichen Locken bis auf die Brust herabfallend. Ihre schwarzen, sammetweichen Augen ruhten so friedlich, wie überhüllte Sterne unter den langen Wimpern, und die Grübchen in den Wangen und die geschwungene kurze Oberlippe gaben den zarten, edlen Zügen einen lieblich kontrastirenden Ausdruck von Schelmerei. Wie Gestalt und Anzug waren, konnte niemand beurtheilen; sie hatte sich warm und bequem in einen tiefpurpurrothen Shawl gehüllt, und da sie weder Lorgnette noch Opernglas brauchte, so blieb ihre Figur, sogar ihre Hand, unsichtbar — woraus die Damen den logischen Schluß zogen: die

Gestalt entspreche nicht der Schönheit des Kopfes. Die Männer hofften das Gegentheil.

In der Loge neben Ondine saß Fürst Casimir P. Da er während der ganzen Oper eben so unbeweglich den Rücken gegen die Bühne kehrte, wie sie das Gesicht: so hatte niemand sie besser und näher gesehen, als eben er, und auf niemand hatte ihre Schönheit einen lebhafteren Eindruck gemacht.

„Gott sei Dank," sagte er zu einem Freunde, „da ist endlich einmal ein neues, frappantes Gesicht. Nun kann man doch wieder acht Tage lang mit Interesse in's Schauspiel gehen!"

„Vielleicht länger."

„Nein, denn entweder sie reist oder bleibt; in jedem Fall sucht man ihre Bekanntschaft zu machen. Ich wünschte, sie reiste ab und ich wäre genug von ihr hingerissen um ihr nachzureisen — denn dies langweilige Leben ist beim Himmel nicht mehr zu ertragen. Wenn ich nicht meinen Onkel erwarten müßte, wär' ich längst fort."

„Aber seit wenn nimmst Du solche Rücksichten auf den Onkel?"

„Diable! seit mein Geld zu Ende geht."

„Excellent! wenn hast Du denn je etwas gehabt?"

„Wenn ich sage „mein Geld," so versteht es sich von selbst, daß ich meinen Credit meine. Vielleicht wird meine Liebe heftig genug, um den Onkel und die Juden zu plantiren, und jenen göttlichen Augen

nachzuziehen. Wer kann es sein? Engländerin? sie sieht zu schelmisch aus; Deutsche? zu ungezwungen; Französin? sie hat keine Toilette gemacht! Polin? Diable, wenn's eine Landsmännin wäre!"

„Du magst Recht haben! ich mögte den Mann anreden."

„Den Mann, mein Lieber? was geht uns der an?"

„Vielleicht kann der Logenmeister Auskunft geben, wenigstens den Namen nennen." — Ladislav zog auf Erkundigungen aus, und war so glücklich zu erfahren, daß der Graf Ohlau diese Loge auf sechs Monate genommen habe und sich darin befinde.

„Also warte ich vor der Hand sehr gern auf den Onkel," sagte Casimir, nachdem ihm der Freund seine Nachrichten mitgetheilt.

„Die göttliche Frau wird die Königin dieses Winters werden." Aber Ladislav's Prophezeihung schien nicht wahr werden zu sollen, denn Ondine kam nicht in die Gesellschaft, und das Theater war, außer der Promenade, der einzige Ort, wo die Herren Gelegenheit hatten sie aus der Ferne zu bewundern. Ihre Lebensweise war ihrem Plan gemäß, und sie wünschte nicht sie zu verändern.

„Giebt es denn etwas Stupideres auf der Welt, als einen eifersüchtigen Gemahl?" fragte einst Casimir in einem Zirkel seine Freunde.

„Ja! einen gefälligen."

„Aber etwas Unbequemeres giebt's nicht."

„Und so hors de saison! wer ist denn jetzt von so schlechtem Ton eifersüchtig zu sein?“

„Und wozu hilft's? über lang oder kurz wird er doch düpirt.“

„Gegen wen richtet sich denn eigentlich diese Diatribe?“ fragte einer, der noch nicht so recht in das Interesse des Kreises eingeweiht war.

„Quel chinois!“ murmelte Casimir.

„Gegen den Mann der schönsten Frau in Europa.“

„Bah! bah! nur nicht so kolossale Uebertreibungen.“

„Was Uebertreibungen! Casimir versteht sich auf Weiberschönheit und behauptet die Ohlau sei das nec plus ultra. He, Casimir?“

„Ja, rief dieser, ich bleibe dabei! und ich finde es schändlich und barbarisch, daß der Ohlau sie gleich einer Odaliske in's Serail sperrt. Aber ich setze Himmel und Hölle in Bewegung, sie soll heraus! ist sie aber erst heraus . . .“ —

„Oho, nicht vorschnell! sie soll ihren Gemahl zärtlich lieben.“

„Noch immer? der älteste der beiden deliziösen Knaben, mit denen sie täglich spazieren fährt, ist doch wenigstens fünf Jahr.“

„Und wenn auch! L'un n'empêche pas l'autre. Die Frauen, die ihren Gemahl zärtlich lieben, sind des Liebens so gewohnt, daß man am leichtesten bei ihnen reüssirt.“

„Könnte sie nicht zufällig tugendhaft sein?“

„Desto besser! so ist man vielleicht der Einzige, und gewiß der Erste. Ich bete die tugendhaften Frauen an.“

„A leur tour! es wäre traurig, wenn das Tugendhaftsein das Angebetetwerden ausschlösse.“

„Bah, Casimir! wozu das Adjectiv? Sie beten die Frauen an.“

„Bewahre! vom Anbeten ist nicht viel bei mir die Rede, wenigstens nicht lange, weil den Frauen im Allgemeinen nicht damit gedient ist. Aber da die tugendhaften die Laune haben, daß die Liebe sich ihnen nur im Gewande der Anbetung nahen dürfe, so kann man ihnen wol den Spaß der Maskerade machen.“

„Bei der Ohlau lohnt es sich wenigstens der Mühe. Sie war heute im violetten Sammetpelz auf der Promenade unvergleichlich schön. Da ihr Mann sie begleitete, so verließen sie den Wagen, und gingen einige Mal in der großen Allee auf und nieder. Sie hat einen ganz schwebenden Gang und einen wahrhaften Elfenfuß. Wir drängten uns auch Alle an den Wagen um sie einsteigen zu sehen.“

„Diable! daß mich die einfältige Euphemie so lange festhalten mußte! Ich habe sie nicht gesehen! wie sah sie aus — ich meine die Ohlau.“

„Sie lächelte ein wenig verlegen.“

„Das Lächeln war natürlich, die Verlegenheit Kokketterie.“

„Möglich, obwol es nicht so aussah.“

Ondinens Verlegenheit am Morgen war keineswegs Koketterie gewesen; sie fand wirklich die Herren außerordentlich unbescheiden, sie mit und ohne Brillen und Lorgnetten anzustarren, als ob sie eine Tänzerin sei.

„Daran mußt Du Dich gewöhnen,“ sagte Askanio; „wenn man Dich kennt, wird es aufhören.“

„Es ist wahr, ich habe nicht bemerkt, daß sie andre Damen so impertinent angegafft hätten,“ erwiderte sie unbefangen.

Fürst Casimir machte aufs Eifrigste der schönen einfältigen Frau des ersten Ministers den Hof. Sie langweilte ihn aufs Aeußerste, und er sann nur darauf, sie vor der Hand zu seinen Absichten zu brauchen, und wenn diese erreicht wären, mit ihr zu brechen. Eines Abends kam er in ihre Loge, setzte sich mit dem Rükken gegen das Publikum und schwatzte ihr tausend Fadaisen vor, die sie sehr amüsirten. Auf einmal sagte er:

„Ihrer Loge gegenüber sitzt die Gräfin Ohlau. Sagen Sie mir, ob Sie sie auch so schön finden, wie man es hier will.“

Die Ministerin entgegnete: „Frauen sind nicht unparteiisch, wenn es die Beurtheilung schönerer Frauen gilt.“

„Schönerer — à la bonne heure! indessen —

diese ist Ihnen nicht gefährlich, sie wird niemand evasiren. Dulden Sie sie immerhin neben Sich."

„Dulden? mein Gott, ich habe gar nichts mit ihr zu thun."

„Wissen Sie wol, daß Graf Ohlau gesagt hat, die hiesige Damengesellschaft sei deshalb so wenig zuvorkommend gegen seine Frau, weil sie ihre Schönheit fürchte?"

„Abgeschmacktes Geschwätz! wenn er seine Frau zu niemand führt, wie soll man denn zuvorkommend gegen sie sein oder nicht."

„Ja wol, abgeschmacktes Geschwätz! denn ich weiß aus sicherer Quelle, daß er herzlich froh ist, wenn sich niemand um seine Frau bekümmert, theils weil er eifersüchtig wie ein Türk, theils weil sie von unbeschreiblicher Gaucherie ist."

„Wirklich? woher wissen Sie das?"

„Er hat einige gute Freunde, die öfter bei ihm speisen, und die nicht mehr das allgemeine Entzücken theilen, seit sie die Frau in der Nähe gesehen, und sie gesprochen haben. So etwas wird denn bald durch die guten Freunde bekannt."

„Wie schade, daß eine so hübsche Person so gauche ist."

„Und doppelt muß es neben dem Mann auffallen denn er ist liebenswürdig und gewandt wie wenige."

— Nach einigen Tagen drang der Minister, der häufig in Geschäften mit Askanio zusammenkam, leb=

haft in ihn, seiner Frau doch so bald wie möglich die Bekanntschaft der Grafin zu gönnen. „Ihre Frau Gemahlin muß sich hier außerordentlich langweilen, da sie Ihre Gesellschaft fast ganz entbehrt; erlauben Sie uns etwas zu ihrer Unterhaltung beitragen zu dürfen" — sagte er, und fügte lächelnd hinzu: „oder sollte es wahr sein, was man behauptet, daß jede innige Liebe mit Eifersucht verwebt sei?"

Askanio antwortete auch scherzend, versprach jedoch seine Frau recht bald zur Ministerin zu führen, und theilte dann Ondinen dies Vorhaben mit.

„Gut," sagte sie, „die Frauen sind hier vielleicht liebenswürdiger wie die Männer; wir wollen sie kennen lernen."

Und sie gingen in eine glänzende Soiree der Ministerin. Das war der Sprung über den Rubikon. Eine Bekanntschaft zieht funfzig andere nach sich. Wer einen Fuß in das Rad der Gesellschaft gestellt hat, wird mit fortgewirbelt. Ondine ward es; anfangs unwillkürlich, später weil dies ganz neue Leben sie amüsirte. Sie ritt und tanzte, ging auf Bälle und Soireen, putzte sich und medisirte ein wenig — ganz wie die andern Frauen, und dennoch ganz anders: absichtlos. Askanio gönnte ihr gern diese Vergnügungen, und freute sich, daß sie sich so leicht und un befangen in dieser fremden Welt bewegte. Für ihn war sie immer dieselbe an Zärtlichkeit und Hingebung. Wünschte er einen Abend zu Hause zu bleiben, so

blieb sie, auch wenn der glänzendste Ball und das frischeste Ballkleid ihrer warteten, und war eben so heiter und anmuthig ihm allein gegenüber, als umringt von dem elegantesten Männerkreise.

Fürst Casimir war natürlich einer der ersten, der ihr seine Huldigung darbrachte. Schön und gewandt, und mit jenem Glanz geschmückt, den das Unglück seines Vaterlandes, worin auch das seiner Familie verwickelt war, ihm lieh, konnte es nicht fehlen, daß er auch von Ondinen, wie von allen Frauen, bemerkt ward. Sie tanzte gern mit ihm, sie hörte ihn noch lieber singen — allein es blieb bei diesem gesellschaftlichen Interesse. So lange er von allgemeinen Dingen sprach, ging sie theilnehmend in die Unterhaltung ein; sobald er noch so leise, noch so versteckt, sie inniger für sich zu gewinnen suchte, sah sie ihn mit Augen voll so desolanter Munterkeit an, daß er bisweilen heimlich sich sagte: sie ist nicht zu gewinnen, sie durchschaut mich. Indessen versuchte er auf anderem Wege zum Zweck zu kommen, und die Ungewißheit seines Sieges, so wie die Anstrengung, welche es ihn kostete, um dies arme kleine Herz zu erringen, gab ihm eine innere Aufregung, die in der That einen Anstrich von mächtiger Leidenschaft hatte.

Er zog sich von Ondinen zurück. Man kann sicher sein, daß jede Frau ein solches Zurückziehen bemerkt, und was mehr ist — höchst ungern bemerkt, schon dann, wenn sie frühere Huldigung gleichgültig

oder abweisend aufgenommen; wie viel mehr, wenn der Mann ihr interessant oder angenehm ist. Gewöhnlich werden dann Minen angelegt um seine Verschanzungen in die Luft zu sprengen; doch Ondine ließ sich nicht darauf ein, sie brauchte keine Arglist, weil sie keine ahnte. Sie fragte den Fürsten, weshalb er unsichtbar für sie werde.

Er antwortete ernst: „Was soll ich bei Ihnen? Sie brauchen mich nicht."

„O doch! z. B. am Piano. Täglich mögte ich Sie Ihre schönen Lieder singen hören."

„Für ein Paar Dukaten singt Luigi Ihnen schönere vor."

„Nun gut! aber für ein Paar Dukaten kann ich mir keinen Mazurkatänzer kaufen."

„Das ist auch nicht nöthig, weil alle Männer sich zu dem Glück drängen werden."

„Sie sind langweilig!" sagte sie verdrießlich und kehrte ihm den Rücken. Casimir jubelte heimlich: „Bravo! dies ist doch endlich einmal etwas anderes, als ihre ewige Munterkeit." — er blieb ihr fern. Ondine fing an darüber nachzudenken, ob sie auf irgend eine Weise ihn gekränkt haben könne; allein sie brachte nichts heraus. Dann fiel ihr ein, er könne üble Nachrichten von seine Familie erhalten haben, und ihr Mitleid ward rege. Abends in einer Soiree rief sie ihn zu sich, wies auf einen Sitz, der hinter ihr leer geworden war, und fragte ihn so freundlich, ob

ihm Unangenehmes widerfahren sei, sah ihm so treuherzig in die Augen, daß Casimirs innerstes Herz gerührt worden wäre, wenn er nur ein Herz gehabt hätte.

Er entgegnete: „Mir ist nichts Unangenehmes begegnet; im Gegentheil! aber .... was fragen Sie mich!"

„Ich frage nicht mehr," sagte sie erschrocken.

„Ich dächte auch, es wäre unnütz, und Sie müßten wissen, for swift such Knowledge comes."

„Lassen Sie doch von der Gewohnheit, stets den Byron zu citiren" — sagte sie verlegen.

„Sobald Sie mir einen Dichter nennen, der ein besserer Dollmetscher meiner Empfindungen sein könnte ...."

„Wie, der tiefe, glühende, melancholische Byron? unterbrach sie ihn staunend; das hätte ich nimmer gedacht."

„Weil Sie mich nicht kennen."

„Warum sind Sie auch so versteckt?" fragte sie heiter und wollte in ihren alten Ton der Munterkeit zurückfallen; aber er rief schnell: „Darf ich denn reden?" mit einem solchen Ausdruck von Glück in Stimme und Blick, daß sie unbesonnen heftig den Kopf schüttelte. Hätte sie kalt gesagt: „Warum denn nicht?" oder eine ähnliche abweisende Phrase, so wäre er nicht im Vortheil gewesen. Jetzt nahm er ihn wahr und sagte traurig:

„Sie heißen mich schweigen und wollen mich nicht verstehen, also müssen Sie fühlen, daß Ihre Nähe, sogar Ihre Freundlichkeit mich nur elend machen können, und darum halte ich mich fern von Ihnen.“

Um Ondinens Lippen schwebte ein kleines spöttisches Lächeln, doch es verschwand, als sie die Augen aufschlug und Casimir ansah. Was die Liebe an Glut, und die Anbetung an Tiefe, und die Wahrheit an Treue hat — das lag auf seinem Gesicht. Er liebt mich wirklich — dachte Ondine, und rasch stand sie auf. Jetzt glaubt sie an mich — dachte Casimir und verließ den Saal.

Ildas Freund, der alte Baron, hat zwar vollkommen Recht: die Männer sind einfältig in der Ehe. Hingegen ist nicht zu leugnen, daß die Frauen in der Liebe wo möglich noch einfältiger sind. Der Gedanke, wirklich geliebt zu werden, ist eine Zauberformel, die einen magischen Kreis um sie zieht, innerhalb dessen sie blind und taub dastehen. Kommt noch gar die Vorstellung hinzu, daß der Liebende schweigt, und wie ein Held, ohne Bitte wie ohne Klage, liebt und leidet, so nistet sich Mitleid in das schwache, weiche Herz. Das sollten die Männer bedenken bei ihren Coquetterieen, und ihre Triumphe nicht bloß der weiblichen Eitelkeit und ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit zuschreiben. Im Gegentheil! die Frauen werden viel mehr von der Fülle und Wärme des eigenen, als des fremden Herzens hingerissen; indessen der Mann in der

Liebe allenfalls noch sich beherrschen, aber nie der Liebe der Frau widerstehen kann.

Seit jenem Gespräch näherte sich Casimir wieder der Gräfin, d. h. er erschien, wo sie erschien und behielt sie unablässig im Auge, stand auch bisweilen hinter ihrem Stuhl und redete einige banale Phrasen mit ihr; übrigens aber tanzte und sang er nicht mehr, und war versunken in seine Leidenschaft. Wohin Ondine den Blick wendete, begegnete sie dem seinen. Sie mogte mit Andern plaudern oder tanzen, er wußte sich so zu stellen, daß er ihr auffallen mußte. Dies ruhige Benehmen, und vor allem sein Schweigen, verfehlten nicht ihre Wirkung. Wie plump, wie ungeschickt, wie zudringlich erschienen andere Männer dagegen! „Was thut es denn ob er mich liebt?" fragte sie sich oft heimlich. Sie wollte sich überreden, daß es ihr vollkommen gleichgültig sei; und ach! unausgesetzt flogen die Gedanken zu ihm, und sie war unruhig und zerstreut, wenn er nicht in der Gesellschaft war, und so froh, wenn er dann plötzlich erschien.

Nun wurde er gar krank und mehre Tage unsichtbar. „Was fehlt Ihrem Freunde?" fragte sie besorgt Ladislav.

„Weiß der Himmel!" erwiderte der; „er schweigt, man erfährt nichts. Seelenschmerz ist der Grund der Krankheit, davon bin ich überzeugt, und ich nicht allein." Er sah sie scharf an.

Sie rief heftig: „Sagen Sie ihm, er müsse bis näch-

sten Montag gesund sein; dann habe ich ein wunderhübsches Conzert bei mir, und ich habe auf ihn gerechnet."

Ladislav richtete dem Fürsten diese Botschaft aus. „Sie war sehr zerstreut," fügte er hinzu, „die Langeweile war deutlich auf ihr allerliebstes Gesichtchen gemalt. Ich habe nie ein pikanteres Wesen gesehen. Wärst Du nicht mein Freund, bei Gott, ich träte mit Dir in die Schranken."

„Versuch' es," sprach Casimir kalt.

Am Montag Morgen ließ sich der Fürst bei Ondinen melden. Ein heller Freudenstrahl überflog ihr Antlitz und blieb in ihrem Auge hängen, als er eintrat. Er bat um Verzeihung, daß sein Befinden ihm noch nicht gestatte am Abend zu erscheinen; er habe ihr aber für ihre freundliche Erinnerung danken müssen. Das Piano war offen; er setzte sich daran, fing an wunderschön zu phantasieren, und endlich zu singen. Nie hatte er mit diesem Feuer, dieser Innigkeit gesungen. Bald war Glut in seiner Stimme, bald fühlte man Thränen darin. Aus Ondinens Augen rollten sie längst über die blühenden Wangen.

Da kehrte er sich plötzlich zu ihr: „Weinen Sie um mich?" fragte er mit tiefer, gepreßter Stimme Sie antwortete nicht, sondern legte die Hand über ihre Augen und weinte heftiger. Da stand er rasch auf, ergriff diese Hand, bedeckte sie mit heißen Küssen, und eilte fort. Als Ondine sich ein wenig erholt

hatte, war ihr erster Gedanke sich in Askanios Arme zu werfen und ihm Alles zu sagen; ihr zweiter die Frage: was sie ihm zu sagen habe? — Sonst erzählte sie ihm lachend alle Fadaisen, alle Schmeicheleien, die sie im reichen Maaß zu hören bekam; allein von Casimir sagte sie nichts, es wäre ihr unmöglich gewesen, ihren Mann dabei anzusehen, geschweige sich darüber lustig zu machen. Das verdiente der arme, edle Casimir nicht! Und dann — er sagte ja kein fades Wort!

Das Conzert fand statt; eine berühmte Pianistin ließ sich hören, Luigi sang himmlisch; alle Welt betete an. Ondine fand, daß die Künstlerin einen harten Anschlag, und Luigi noch nie so ausdrucklos gesungen habe.

Am nächsten Morgen war sie in unbeschreiblicher Unruhe. Sie fing einen Brief für Ilda an; aber Ilda hatte ja kaum den ersten aus der Residenz erhalten. Sie nahm ein Pack neuer Musikalien vor; aber beim gestrigen Conzert waren zwei Saiten auf dem Piano gesprungen. Ihre Söhne sollten zu ihr kommen; aber sie hatten Unterricht. Sie ging aus einem Zimmer in's andere und begoß ihre Blumen. So kam sie an das ihres Mannes. „Wenn ich ihn bäte eine recht lange Promenade mit mir zu machen!" fiel ihr ein. Sie klopfte leise an, dann stärker, dann drückte sie die Thür auf und blickte hinein. Er war nicht da, und sein Schreibtisch so arrangirt, daß sie

sah, er habe nicht daran gearbeitet. „Warum ist er nicht da, wenn ich ihn brauche!“ seufzte sie, und ging in den Salon zurück. Fürst Casimir ward gemeldet. Sie setzte sich ermattet nieder mit jener Abspannung, die immer auf eine heftige innere Aufregung folgt.

„Muß ich Sie denn ewig um Vergebung bitten?“ sprach er; „heute geschieht es der albernen melancholischen Romanzen wegen, mit denen ich Sie gestern so traurig machte, wie ich selber bin. Es soll nicht wieder geschehen.“

„Ach, sagte Ondine, die Traurigkeit ist mir lieber, als alle Fröhlichkeit der Welt.“

„Doch war es das erste Mal, daß ich Sie traurig sah und — vergeben Sie dem Egoismus — es that mir wol.“

„Ich war sonst auch immer fröhlich, ich bin es noch, nur zuweilen kommt eine unbegreifliche Trauer ohne allen Grund über mich. Ich glaube, daß ich mich langweile, daß mich dies bunte Treiben abspannt und nervenschwach macht, und oft sehne ich mich in die Einsamkeit meines Schlosses zurück.“

„Aber Sie denken doch nicht daran uns zu verlassen?“

„Nein. Mein Mann würde es nicht gern sehen.“

„Und ich — und wir Alle . . . o Gräfin, wie können Sie Sich fortsehnen, da Sie doch wissen, daß mich Ihre Gegenwart beglückt, daß ich nur in den Stunden lebe, wo ich Sie sehe, daß Sie meine ganze

Existenz durch die Magie Ihres Daseins verklären? Ondine, Sie dürfen und können Sich nicht fortsehnen."

Er kniete halb ernsthaft, halb scherzend auf ein Polster zu ihren Füßen nieder und fuhr fort: „Ich flehe um Widerruf."

„Frauen gelten nun einmal für inconsequent, also kann ich schon mein Wort zurücknehmen. Aber stehen Sie auf, und singen Sie; dann sind Sie am liebenswürdigsten."

„Man ist es immer, wenn man sich ohne Hehl zeigt. Aber ich kann heute nicht, ich habe Brustweh, bin schon ganz in der Frühe zwei Stunden lang heftig geritten, und es war kalt."

„Wie unvorsichtig! und weshalb?"

„Es zerstreut mich; in der heftigen Bewegung bin ich keines Gedankens fähig. Doch ich will versuchen ob . . ."

„Nein, nein! nicht heute! morgen wird es besser sein — dann!"

„Also morgen," sagte Casimir mit freudestrahlenden Augen.

Und so kam er täglich, und täglich wurde er Ondinen unentbehrlicher. Die beiden Stunden zwischen eins und drei absorbirten sie ganz und gar. Sie wußte von keinem Abend und keinem Morgen, von keiner Vergangenheit und keiner Zukunft mehr. Sie dachte nichts, als diese zwei Stunden. Die Gegen-

wart ihres Mannes war ihr peinlich, denn sie hatte ihm nichts zu sagen; an Casimir sagte sie Alles, was ihr eben einfiel, er war nachsichtiger, freundlicher, er liebte sie, wie Askanio sie nie geliebt hatte, nie lieben konnte. Auch war ihr Mann mehr als je von Arbeiten und gesellschaftlichen Pflichten in Anspruch genommen. Auch ihre Söhne sah sie weniger. Der Vater wollte, daß sie früh an ernste Beschäftigung sich gewöhnten und hatte einen Gouverneur bei ihnen angestellt. Ob es möglich sei, daß sie Casimir liebe, daran dachte sie nicht. Wozu auch? er hatte sie ja nie darum gefragt, und würde es nie thun — dessen war sie gewiß.

Weshalb hätte wol Casimir sie fragen sollen? Er wußte längst, daß sie ihn liebte — und wie liebte!

Askanio trat eines Abends in das Kabinet seiner Frau. Es war unerleuchtet, nur die Straßenlaternen warfen einen röthlichen Schein hinein, so daß er Ondine erkennen konnte, die auf der Chaise longue lag.

„Bist Du krank?“ fragte er besorgt.

„Nein.“

„Weshalb denn ohne Licht? unangekleidet? was fehlt Dir?“

„Ich bin — ich war bei den Kindern, das hat mich aufgehalten.“

„Aber wenn Du mit mir zur Ministerin gehen willst, so kleide Dich an; es ist gleich zehn Uhr.“ Er schellte der Kammerfrau und ging in den Salon, wäh-

rend sie sich zur Toilette begab. Als sie nach kurzer Frist eintrat, in lichtblau und Silber gekleidet, sah sie aus wie eine Libelle, die im Sommer über dem Wasser schwebt, so zart, so graziös, daß Askanio den Versuch machte, sie zu umarmen. Sie wand sich aber schnell aus seinem Arm und sagte fast ängstlich: „Laß mich! laß mich!" — und als er sie verwundert ansah, setzte sie hinzu: „Du chiffonnirst das Kleid."

„Nun, nun!" erwiderte er, „es würde nicht das erste Mal sein! aber Ondine, Du bist so blaß — was fehlt Dir?"

„Nichts, gar nichts! ich glaube, dies blasse Blau steht mir nicht, dann ist es auch sehr dunkel hier. Komm' nur."

Sie langten spät auf dem Balle an; dennoch war Casimir nicht da. Ondine hatte mit einem Blick die Zimmer durchspäht, dann den Tanzsaal — er war noch nicht da. Aber er mußte kommen! Wie konnte er sie heute warten lassen — gerade heute, wo er wichtige Briefe von seinem Onkel erwartete! O wie wichtig waren ihr diese Briefe! wenn der alte General kam, so stand ihr vielleicht der Abschied von Casimir sehr nah. Das hatte er ihr am Morgen gesagt, und immer, immer wiederholt, weil sie es gar nicht begreifen konnte. Und jetzt ließ er sie warten!

Sie schlug einen Tanz aus; es schien ihr eine Marter in Reih und Glied gebannt zu sein und Casimirs Eintritt nicht sogleich zu gewahren. Dann

nahm sie einen Tänzer an, in der Hoffnung, der lebhafte Walzer werde sie betäuben. Sie tanzte, sie sprach — ohne auf die Musik noch auf die Unterhaltung ihrer Tänzers zu achten. Plötzlich trat Casimir in die Thür und lehnte sich ruhig an den Pfeiler, weil er sie tanzen sah. Sie walzte eben, aber sie nahm ihn doch wahr, und die Freude lieh ihr Flügel, daß sie wie ein Elf dahin flog; denn Casimir sah heiter aus, also hatte er gute Nachrichten für sie.

„Ich weiß Alles, rief sie, als er nach dem Walzer sie begrüßte; der Onkel kommt noch nicht — vor der Hand. Nun ist alles gut."

Die Liebe kennt keine Zeit, nur eine Ewigkeit; deshalb ist ihr ein Tag so lang wie Jahrhunderte.

„Dreiwöchentliche Frist hab' ich," sagte Casimir, „dann . . . ." —

„Still!" rief Ondine, krampfhaft den Finger auf den Mund drückend.

In diesen drei Wochen that sie Alles um ihn zu fesseln, und Casimir hätte sich glücklich nennen können, wenn nicht ein Hauch von Reue oder Mitleid bisweilen störend durch seinen Sinn geflogen wäre. Dann sagte er sich zwar heimlich, wie zur Beruhigung: sie ist so schwach, sie wird sich trösten und mich vergessen, denn was vergißt nicht ein Weib!" — Doch wenn er zu ihr kam und sah, mit welchem Delirium von Freude sie ihn empfing, und hörte, mit welchem Entsetzen sie jede Möglichkeit einer Trennung abwies, so

durchrieselte ein Schauer von Bangigkeit den sonst so leichtsinnigen, übermüthigen Mann.

„Du kannst nicht gehen, Casimir,“ sagte Ondine, „jetzt nicht mehr, und Du willst auch nicht. Hättest Du wirklich gewollt, so wärst Du früher gegangen. O Du kannst nicht wollen! Sprich doch, Casimir! sage nein!“

„Lieber Engel!“

„Nenne mich nicht immer so! Du könntest es am Ende glauben und mit mir umgehen, als ob ich ein Engel wäre, der nichts von Schmerzen und Verzweiflung weiß, und in seinem ewigen Himmel keine Hölle ahnt. Ich bin kein Engel! — Aber sage doch nein, Casimir! was kann Dir denn an dem armseligen Wörtchen liegen?“

„Wenn Du mich bittest, sag' ich tausend Nein, Ondine.“

„Recht, o Recht! so mußt Du immer sprechen“ — sagte sie mit gepreßter Stimme, durch die der innere Jubel herauszitterte, denn sie glaubte an dies zweideutige Nein, für den Augenblick wenigstens, und warf sich mit so triumphirender Glut in Casimirs Arme, daß er selbst unsicher war, ob er herrsche oder beherrscht werde.

Und Askanio? — Askanio dachte: es ist nichts! es kann und darf ja nicht sein! ich müßte sie verachten, und mein Weib ist nicht dazu geschaffen, um von mir verachtet zu werden; aber bei einer schicklichen Ge-

legenheit soll sie fort.“ — Er konnte nicht fragen, noch forschen — sein ganzer Stolz lehnte sich dawider auf, ihr eine Ahnung von Mißtrauen zu zeigen. Aber derselbe Stolz verhiuderte ihn auch auf irgend eine Weise mit seiner alten Liebe gegen die neue Liebe in die Schranken zu treten. Er mogte sich keine Mühe geben, um das wieder zu gewinnen, was er als sein unverlierbares Eigenthum ansah; er mogte es sich nicht gestehen, daß er auf dem Punkte sei es zu verlieren. Aber die Rettung eines geliebten, vom Untergang bedrohten Geschöpfes sollte der Ueberwindung des Stolzes werth sein! Ach, er wird bisweilen überwunden, wenn der rechte Moment verfehlt, wenn es zu spät ist.

Es verging ein Morgen, ohne daß Casimir bei Ondinen erschien, ein Tag, ohne ihr Brief oder Botschaft von ihm zu bringen. Was war ihm geschehen? ein Unglück? vielleicht fort . . — Kalter Schauer schüttelte sie. Ihre Hoffnung war auf den Abend gestellt, wo er in der Soiree des russischen Gesandten gewiß erscheinen würde. Eine Stunde vor der Zeit wollte sie schon an ihre Toilette gehen, da trat Askanio in ihr Kabinet und sagte:

„Ich bringe Dir eine Nachricht, die Dich freuen wird. Ich habe auf einige Wochen mich beurlaubt und in den ersten Tagen können wir nach Ohlau gehen und uns am Frühling erquicken.“

„Himmel, warum so plötzlich!“

„Wir bedürfen beide der Erholung, Ondine, wir

werden sie dort finden, freie frische Luft athmen, grüne Bäume sehen — Du freust Dich nicht?

„Morgen, Askanio, morgen!“

„Morgen? was soll das heißen, Ondine? Du delirirst.“

„Ich meine — morgen wollen wir von der Sache sprechen und sie arrangiren — heute bin ich so unwohl, das heißt so fatiguirt . . . . und nun muß ich mich ankleiden.“

„Ich verberge Dir nicht, daß ich hauptsächlich Deinetwegen gehe, denn Du bist in einem Zustand von nervöser Aufregung, der — nicht sein sollte. Einsamkeit, Ruhe und Stille werden Dir wol thun, hoffe ich, wünsche ich.“

„Außerordentlich wol! ich glaub' es auch. Aber mein Kopfweh macht mich heute jedes Gedankens unfähig.“

„So dächte ich Du bliebest zu Hause und gingest zu Bett.“

„Im Gegentheil, ich muß mich betäuben. A revoir.“

Sie entschlüpfte. Eine Stunde darauf trat ihr im Salon des Gesandten Casimir entgegen, und flüsterte ihr zu:

„Ich war keiner Minute Herr — darum Vergebung! mein Onkel ist gekommen.“

Leichenblässe legte sich auf ihr Antlitz und zitternd mußte sie sich setzen. Um jedoch kein Aufsehen zu

machen, suchte sie einen heitern Ton und eine lächelnd Miene anzunehmen und fragte:

„Wohin geht die Reise nun?"

„Nach Paris."

„Wann wird sie angetreten?"

„Am nächsten Dinstag."

„Dann gehe ich auch."

„Wohin?"

„Nun, nach Paris! wohin denn sonst? seltsame Frage."

Casimir prallte zurück. Der Ton war scherzend, doch in ihrem Blick lag ein fürchterlicher Ernst.

„Unmöglich!" stammelte er, „das ist ganz, ganz unmöglich!"

„Wenn ich aber will, wer kann mich hindern?"

„Ich."

Sie sah ihn durchbohrend an, dann ward ihr Auge starr, und mit einem dumpfen Seufzer sank sie ohnmächtig zusammen. Er entstand großes Geräusch, gewaltiges Gedränge. „Was ist's? was giebt es?" fragte Alles. Da durchbrach ein junger Mann die zusammengehäufte Menge, warf sich nach Luft schnappend auf ein Sopha und sagte zu einigen Eintretenden:

„Es ist gar nichts. Die Ohlau liegt in Ohnmacht, weil Fürst Casimir vom Abreisen spricht."

Askanio stand hinter ihm. — Ondine war in das Schlafzimmer der Frau vom Hause gebracht, und lag starr und bleich, mit Blumen bekränzt, wie eine

geschmückte Leiche auf dem Bett. Es dauerte lange, bis sie sich erholte. Da trat ihr Mann ein, dankte den sie umgebenden Damen, warf ihr einen Mantel um, und trug sie die Treppe hinab und in den Wagen, ohne eine Sylbe zu ihr zu sprechen. Auch er stieg ein und schweigend fuhren sie fort. Auf ihrem einsamen Zimmer, das Askan sogleich verließ, nachdem er sie in sichern Händen wußte, kehrte Ondine erst zu voller Besinnung und zum Schmerz zurück. Casimir wollte sie verlassen — das war ihr klar — wenn durch die fieberhafte Zerrüttung ihres Kopfes ein Strahl von Besinnung drang.

Casimir hatte die Soiree gleich nach Ondinen verlassen. In seinen Mantel gewickelt, ging er die Straße vor ihrem Hause hinab. Vielleicht war noch die Thür offen, vielleicht konnte er noch ihre Leute sprechen, die Kammerfrau, sie selbst, und sie wenigstens so weit beruhigen, daß sie jeden zerstörenden éclat vermiede. Wie er das bewerkstelligen wolle, wußte er noch nicht; er vertraute aber seiner Gewalt über sie, wenn er sie nur sprechen könne. Ihm folgen, ihm nachreisen, Alles für ihn verlassen, ihre ganze Existenz ruiniren — das durfte sie nicht; denn was sollte er mit ihr anfangen. „Hätte ich ahnen können, daß ein Verhältniß dieser Art solch eine diablement ernste Wendung nehmen könne — nie hätte ich es angeknüpft“ — murmelte er vor sich hin. Und das sagen sehr viel Männer in ähnlichen Augenblicken; als

ob sie, die immer ihre Absichten verfolgten, wirklich hingerissen worden wären!

Ondinens Haus war ganz unerleuchtet, die Vorhalle und ihr Zimmer in tiefem Dunkel; nur in Askanios Zimmer war Licht. „Das hilft mir nichts!" sagte Casimir unmuthig, nachdem er mehre Minuten in Ungewißheit und Erwartung dagestanden, und ging in seine Wohnung.

Kaum war er am nächsten Morgen aufgestanden, als Askanio ungemeldet, und den Kammerdiener bei Seite schiebend, in sein Zimmer trat. Er sah sehr blaß und sehr ruhig aus und sagte: „Ich komme ohne Ceremonie; bei unserm Geschäft, mein' ich', wäre sie überflüssig."

Casimir erhob sich eben so ruhig, trat an einen Schrank, und nahm einige Paar Pistolen heraus. Aber Askanio rief:

„Nichts da! wenn Blut die Schuld abwaschen könnte, so würde ich Sie auf der Stelle niederschießen, und Sie sehen, ich habe keine Waffen mitgebracht."

„Und was kann sonst zu Ihren Diensten stehen?" fragte Casimir kalt.

„Ich ersuche Sie auf der Stelle ein Billet an... an die Gräfin Ohlau zu schreiben, worin Sie von ihr Abschied nehmen und ihr sagen, daß Sie in zwei Stunden diese Stadt verlassen, und sie nie wieder sehen werden. Ferner werden Sie mir ihr Ehrenwort geben, daß dies pünktlich geschehen wird."

„Es war meine Absicht, in einigen Tagen zu reisen, ich sehe nicht ein, weshalb ich meinen Entschluß ändern soll."

„Weil es nothwendig ist" — sagte Askan eisig.

„Sind Sie das Fatum!" fuhr Casimir auf.

„Ich bin die sichtbare Vorsehung der Frau — die Sie elend gemacht haben. Ich handle nur in deren Interesse, und wenn Sie nicht der erbärmlichste der Menschen sind, so sind Sie ihr ein Gleiches schuldig."

„Was wollen Sie mit der Gräfin beginnen?" fragte unruhig Casimir.

„Nichts," sagte Askanio und lächelte bitter; „aber sie soll die Ueberzeugung gewinnen, daß es unmöglich ist, Sie je wieder zu sehen."

„Es mag so am Besten sein" — sprach Casimir nachdenkend, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb hastig:

„Um Dir die Todesqual des Abschieds zu sparen „und mir die Folter Dich leiden zu sehen, reise ich „heute, jetzt, gleich, meine geliebte Ondine. Wenn „Du diese Zeilen erhältst, bin ich schon fern, fern „auf immer, wir dürfen uns nicht wiedersehen. „Mache mir nicht den unsäglichen Schmerz, mir „vorwerfen zu müssen, daß ich Deine äußerliche „Existenz so zertrümmert, wie ich Dein zartes, schö„nes Herz zerrissen habe. Vergiß, Du lieblicher „Engel, den Menschen, der Dich grausam aus Dei-

„nem Himmel gestürzt hat, und vergieb ihm diesen „neuen Schmerz. Casimir."

Er wollte das Blatt siegeln; aber Askan, der während des Schreibens im Zimmer auf und nieder gegangen war, rief:

„Das ist nicht nöthig! ich bringe ihr selbst das Blatt, denn sie soll wissen, daß ich Alles weiß." Er nahm es, überflog es, sagte bitter: „Gut so!" und wandte sich dann zu Casimir:

„Jetzt Ihr Ehrenwort, daß Sie binnen zwei Stunden die Stadt verlassen und nie den Versuch machen werden die Unglückselige je wiederzusehen."

„Ich geb' 'es" — sagte Casimir und ohne Gruß ging Askanio.

Der Fürst schellte seinem Kammerdiener. „Pferde! Einpacken auf der Stelle! Je schneller fort, desto besser!" — Ihm war eine Centnerlast von der Brust gehoben; nach seiner Meinung war Alles beendet. Er flog zu seinem Onkel um ihm zu sagen, daß er denselben funfzig Meilen von hier erwarten würde, bat ihn überall Abschiedskarten für ihn hinzusenden, seine Geldangelegenheiten zu berichtigen, und als der Onkel Alles versprochen hatte, eilte er zurück um beim Packen selbst Hand anzulegen und die Abreise zu beschleunigen.

Askanio ging während der Zeit zu Ondinen, fand sie in fieberhafter Aufregung, doch völlig gekleidet, als ob sie jemand erwarte, reichte ihr das Blatt, sagte: „Lies, und fasse Dich; es ist unwiderruflich" —

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

und verließ sie. Sie entfaltete es mechanisch, dann erkannte sie Casimirs Hand und las, aber zerstreut; dann wie kam ihr Mann dazu? Sie las es aber einmal, zwei- und dreimal; da hatte sie es verstanden. Ihre Hände waren eiskalt, krampfhaft schlugen ihre Zähne aneinander, eine kalte Faust krallte nach ihrem Herzen; da raffte sie sich auf und sagte: „Es ist nicht sein Ernst, Askan hat ihn gezwungen! ich muß das wissen — ehe es zu spät ist.“

Sie holte sich Handschuh und Hut, zog den Schleier vor's Gesicht und schlüpfte behend die Treppe hinunter, aus dem Hause.

In Casimirs Vorzimmer war Alles in hastiger Verwirrung. Da standen halbgefüllte Koffer, da lagen Kleider, Bücher, Papiere, Waffen, da kramten die Bedienten aus und ein, und trugen Sachen ab und zu. Da trat Ondine ein und sah, daß es Ernst war. Die Leute, an ähnliche Besuche bei ihrem Herrn gewöhnt, sahen sie kaum an. Einer machte ihr flüchtig die Thür des Zimmers auf, und wies nach einem Kabinet. Da saß Casimir den Rücken ihr zugewendet, Kassetten und Portefeuille ordnend, und ihren leisen Tritt nicht beachtend. Sie schlug mit der einen Hand den Schleier zurück und legte die andre auf seine Schulter; er fuhr empor und erkannte sie mit Entsetzen. Sein erster Gedanke war: „Sollte sie wahnsinnig sein!“ — denn Aug' und Wange brannten in

krank-

krankhafter Glut, und ihre ganze Erscheinung war vollkommen haltungslos.

„Ondine, Du quälst mich fürchterlich,“ sprach er beängstigt; „was willst Du hier?“

„Dich sehen, sehen, o nur sehen, Casimir“ — sagte sie mit unendlich schmerzvollem Ausdruck, schlang den Arm um seinen Nacken, lehnte den Kopf an seine Brust, und schien ruhig entschlossen so zu leben oder zu sterben. Casimir war auf der Folter.

„Besinne Dich, Ondine! Welch gräßlicher Zustand ... ich gab Deinem Mann mein Ehrenwort Dich nicht zu sehen ... Du mußt bei ihm bleiben. Nicht wahr, Engel? Sieh, ich gehe fort, weiß Gott wohin, nach Algier, nach Amerika — Du mußt bleiben ...“ —

„Bei Dir,“ sagte sie fast unhörbar. Da blies der Postillon.

„Nun so komm' mit mir zu Deinem Mann,“ rief Casimir in Verzweiflung, „er soll entscheiden.“

Er ließ sie auf ein Sopha nieder, während er sein Portefeuille ordnete, dann gab er den Leuten seine Befehle, und als der Wagen gepackt war, führte er Ondine hinab, ließ sie einsteigen, und hielt in wenigen Minuten vor ihrem Hause. Askan sah Beide mit kalter Verachtung in sein Zimmer treten, und sagte zum Fürsten:

„Ich hätte mir vorstellen können, daß Sie Ihr Ehrenwort auf diese Weise halten würden.“

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

„Davon ist gar keine Rede mehr!“ sagte der ungeduldig.

„Und Sie wollen ein Edelmann sein!“ rief Askan empört; „der geringste meiner Stallbedienten handelt nicht ehrloser!“

„Askanio!“ rief Ondine zu seinen Füßen sinkend, „es ist nicht seine Schuld — ich suchte ihn auf! ich ich liebe ihn, ich kann nicht von ihm lassen.“

„Und das wagst Du mir zu sagen?“

„Ich muß es Dir sagen, damit Du mir meine Freiheit giebst.“

„Und diese Freiheit willst Du benutzen, um aus den Armen eines Mannes in die eines andern zu sinken? nimmermehr! das entwürdigt Dich!“

„Und wenn ich . . .“ —

„Schweig!“ rief er heftig, und dunkler Zorn flammte in seinem Auge; „laß mich nicht vergessen, daß Du die Mutter meiner Söhne bist — denn das bleibst Du, wenn Du auch aufhörst meine Frau zu sein.“

„Ich kann Dir nichts, gar nichts mehr sein, Askanio; ich war ein Kind, als ich Dich heirathete, wußte von nichts, am wenigsten von der Liebe — gieb mir meine Freiheit.“

„Hab' ich Dich je gekränkt, Ondine? war ich Dir nicht immer ein treuer, sorgsamer Freund? hast Du je bei mir eine Ahnung von Kummer gehabt? ruht denn etwas anderes als eine lange, liebliche Er-

Bayerische Staatsbibliothek München

innerung auf diesen sieben Jahren der Blüthenzeit Deines Lebens, wo Du unschuldig und glücklich warst?"

„O das ist ja vorbei, Askanio!"

„Wohl ist's vorbei, Unglückliche, aber darum trage das Schicksal, das Du Selbst verschuldet hast, und versuche nicht mit frecher Hand aus dem zertrümmerten Göttertempel Deines Glücks Dir eine klägliche Hütte zu erbauen. Mit Deinen Erinnerungen fängt man kein neues Leben an — fängst Du keines an, denn Du wirst bereuen, und dann erst recht elend sein."

„Ob elend ob selig, gilt gleich — wenn ich nur bei ihm bin."

„Und wäre er ein andrer Mann, ein starker, fester, der Dich schirmte und schützte — aber dieser verläßt Dich und Du gehst unter. Du mußt enden, wie Du begonnen hast, denn eine zerrissene Existenz ist keine mehr, ist nur — eine Schmach, und wenn Du sie auch ertragen könntest, ich könnte es nicht."

„Graf," unterbrach ihn Casimir, „Ihre Ehe ist zu lösen. Sie sehen, wie entschieden die Gräfin ist, also geben Sie ihr die Freiheit, und von demselben Augenblick an bin ich stolz, wenn sie mir ihre Hand reichen will."

„Ondine, Du scheidest von Allem, von Frieden, Ehre, Glück und Ruhe, von Deinen Kindern . . . ." —

„Ich kann nicht Mutter Deiner Kinder sein, Askanio! Barmherzigkeit! gieb mir die Freiheit!"

„Wolan, sie soll Dir werden . . ." —

„Großmüthigster, edelster der Menschen!“ rief Ondine in Thränen ausbrechend.

Auch Casimir wollte etwas von Dank stammeln, doch Askan sprach abwehrend:

„O nichts, nichts davon! Es bleibt dabei, daß Sie, Fürst, vor der Hand reisen — die kurze Trennung wirst Du ertragen können, Ondine? — Die Welt hat dann weniger zu reden, und das ist immer gut. Du bleibst hier. Ich gehe, wie es meine Absicht war, nach Ohlau, und von dort leite ich Alles ein, wie Du es gewünscht hast. Jetzt reisen Sie, Fürst, von diesem Augenblick an stehe ich Ihrer Liebe nicht mehr entgegen.“

Casimir schloß Ondine stürmisch in seine Arme und der Wagen rollte mit ihm fort auf dem Wege nach Paris. „Diable, wie wird das enden!“ rief er.

Einige Tage darauf trat Askanio nach kurzem Abschied von Ondinen seine Reise an. Sie sah ihn nie wieder. Mit einem zertrümmerten Glück, einem gekränkten Ehrgefühl, einem vernichteten Lebenszweck, einem zerrissenen Herzen, einem in Grund und Boden, von Innen und Außen zerstörten Dasein — mogte Askanio nicht mehr leben. „Ich kann nicht die eine Hälfte meines Lebens durch die andre Lügen strafen“ — das war sein einziger Gedanke — „kann nicht verleugnen, was ich geliebt, kann nicht verachten, was ich geehrt habe.“

Nach vier Wochen erhielt Ondine die Nachricht,

daß der Graf auf der Jagd verunglückt sei. Es fand sich keine Zeile des Abschieds für sie, keine Schrift, in welcher auf ihre projectirte Scheidung hingewiesen wäre, auch in seinem kürzlich abgefaßten Testament nichts, was auf eine Spannung zwischen ihnen schließen ließ. Denn obgleich er ihr nicht die Vormundschaft und Erziehung der Söhne anvertraute, so sagte er doch nnr, es geschehe, theils um ihr die Sorgen der Geschäfte zu ersparen, theils weil ihr weicher nachgebender Sinn es ihr unmöglich machen würde, eine Knabenerziehung glücklich zu leiten. Ein glänzendes Witthum, das sie unter allen Umständen behielt, war ihr schon früher ausgesetzt. Niemand konnte vermuthen, daß er sich selbst den Tod gegeben. Als Ilda im Gasthof zu Landeck ihm schrieb, ruhte er längst in der Gruft seiner Ahnen.

Sein Tod traf Ondinens Herz. Sie war zerschmettert. Heftige Krankheit befiel sie. Kaum genesen übergab sie ihre Söhne den dazu bestellten Vormündern, und ging nach Italien, wo sie mit Casimir zusammentreffen wollte. Ihr Wagen war es, dessen Wappen Ilda auf der Höhe des Wormser Joches so beunruhigte.

Fünftes Kapitel.

Es giebt eine Trauer, die durch die Zeit geschärft, eine andre, die durch die Zeit gestillt wird. Ildas Trauer um Askan und Ondine empfand den wohlthätigen Einfluß der Zeit, denn ihr Herz war durch dies unglückliche Ereigniß tief verwundet zwar, doch nicht zerrissen; und für Wunden giebt es Balsam und Heilung, aber für Zerstörung nichts. Ilda hatte durch die Gesandtschaft Ondinens Aufenthalt in Italien erfahren, und ihr sogleich nach Florenz geschrieben, wo sie in einer kleinen Villa am Ufer des Arno einsam lebte. Ondinens Antwort war voll Dank, Rührung und Liebe für Ilda, und da sie Casimir erwartete, so sprach sie hoffende Zuversicht aus. Ilda wußte nichts von Casimir, daher hoffte auch sie, und faßte Vertrauen für die Zukunft ihrer Cousine.

Die Gesellschaftszimmer im Ruhenthaler Schloß waren glänzend erleuchtet und Ilda empfing die Gäste, die sie zum Ball eingeladen und nicht eingeladen hatte, denn ihre näheren Freunde durften heute diejenigen Personen einführen, welche ihre Bekanntschaft wünschten. Sie stand in einem Halbkreis von hohen, präch-

tigen ausländischen Gewächsen, an den Sockel einer großen Marmorvase gelehnt, ganz einfach weiß gekleidet. Der leichte Musselin, die zarten weißen Federn, ihren Kopfputz bildend, und der Fächer von weißen Federn ließen ihre Gestalt wie aus einem Nebelwölkchen hervortreten und zeichneten sie lieblich auf den grünen Hintergrund ab. Figur, Haltung und Bewegungen hatten jene unnachahmliche Grazie, die aus dem vollkommenen Ebenmaß der Gestalt, und aus der vollkommenen Sorglosigkeit, sie geltend zu machen, entspringt. Sie sah freundlich aus; es war nicht die banale Freundlichkeit des Salons, die nur hergebrachte Maske für die Gleichgültigkeit ist, sondern sie freute sich wirklich alle diese Menschen, die ihr theils bekannt, theils befreundet waren, nach Jahren wieder bei sich versammelt zu sehen. Bisweilen lächelte sie; dann war sie bezaubernd; aber dies Lächeln war selten, wie ein Meteor.

Ein Herr von Werffen war ihr vorgestellt worden, ein Mann, von dem sie viel hatte reden hören als geistreich und talentvoll, tüchtiger Musiker, hübsch componirend, schön zeichnend. Er hatte einige ihrer Gedichte in Musik gesetzt und sie dankte ihm dafür. Er sagte:

„Ich schmeichle mir in der That, daß mir die Auffassung geglückt ist."

„Von einem gewissen Standpunkt aus — gewiß! entgegnete sie mehr aufrichtig als schmeichelhaft; es

ist eine eigene Sache mit der richtigen Auffassung eines Liedes. Zelter, Reichardt und Beethoven haben alle drei „Freudvoll und leidvoll" componirt, und wer die Worte nicht hört, glaubt nimmermehr daß es ein und dasselbe Lied sein könne."

„Und wer hat es, Ihrer Meinung nach, am richtigsten aufgefaßt."

„Das entscheiden Sie Selbst! Zelters Lied, hausbacken, prosaisch und kühl, singt eine gute Hausfrau, Mutter von sechs bis acht Kindern, wenn sie einmal singt. Reichardts Lied singt das bebende, selige, in Jubel und Weh zerschmelzende, jungfräuliche Herz. Beethovens Lied aber muß die Seele singen, vor der sich die Liebe in ihrer Unendlichkeit wie ein Himmel oder ein Meeresabgrund ausbreitet; da hinein muß sie, ob zum Untergang oder zur Verklärung — gleichviel! sie fragt nicht, sie zögert nicht, sie stürzt sich in ihr Element, und das wird ihr Triumph, wenn auch ihr Tod, sein! — Nun?"

„Sie haben so eben ein neues Gedicht gemacht, gnädige Gräfin, jedoch sind Sie ungerecht, wenn..."

„Ach lieber Baron," rief Ilda ihrem alten Freunde zu, „kommen Sie denn heute gar nicht!"

„Brav von Ihnen, daß Sie mich vermißt haben! für graues Haar und sechszig Jahre haben die Damen selten diese Aufmerksamkeit. Nun erlauben Sie mir, Ihnen den Herrn Otto vorzustellen, der seit

Monaten sich nach dem Glück Ihrer Bekanntschaft sehnt . . ." —

„Um vielleicht enttäuscht zu werden" — sagte Ilda zwischen Spott und Ernst, und wandte sich zu Otto. Der trat lebhaft ihr näher und sagte:

„Unmöglich, gnädige Gräfin! Sie stehen längst schleierlos vor mir."

„Das freut mich," erwiederte sie unbefangen, „ich glaube, daß ich nur dadurch gewinnen kann." — Und jenes zauberhafte Lächeln, das einigen Bildern Leonardos solche wunderbare Magie verleiht, glitt über ihre Züge. Es war etwas in Ottos Erscheinung, das sie außerordentlich frappirte. „Der Mensch sieht aus wie ein Mensch, nicht wie eine Puppe" — dachte sie heimlich.

Das ist aber etwas höchst Seltenes; denn der Professor, der Lieutenant, der Kammerherr, der Präsident, sehen immer ganz genau aus wie Professor, Lieutenant, Kammerherr und Präsident, aber gar nicht wie ein Ich, wie ein bestimmtes Individuum. Von Rang, Stand und Beruf lassen sie sich einen hergebrachten Stempel aufdrücken, weil ihnen eben Rang, Stand und Beruf mehr gelten als ihre innere Persönlichkeit, und daher sind die meisten Menschen wie im Atelier die Gliederpuppe, welche disgraziös das Gewand trägt, das ihr der Maler umgeworfen hat, um den Faltenwurf zu studieren. Bei Otto war es unmöglich zu erkennen, welchem Stande er angehöre,

welchen Beruf er gewählt. Sein Benehmen hatte eine durchaus aristokratische Aisance, ohne die schlaffe, langweilige Nachlässigkeit der Aristokratie; sein Ton war frei und lebhaft, ohne die brüsken, harten, ungalanten, bürgerlichen Manieren. In Gang und Haltung war dieselbe Frische und Ungezwungenheit. Der Kopf war prächtig, von jenem marmorfarbenen, durchsichtigen Colorit, das blonde Männer nie, und brünette höchst selten haben, und das, mit dunkeln Augen und Haar contrastirend, den strahlenden Lichteffect hervorbrachte, der auf Gemälden von Rembrandt so häufig und so magisch ist. Wenn er schwieg, war der Ausdruck des Gesichts nachdenkend und sehr ernst; wenn er sprach, heiter, fast übermüthig, weil die sehr kurze, scharfgeschnittene Oberlippe und die blendend weißen Zähne dem Munde einen leisen Anflug von Ironie gaben. Dieser kleine Zug brachte ihn um das Glück von allen Frauen für einen schönen Mann erklärt zu werden. Frauen hassen nichts so sehr, als die Ironie, wahrscheinlich deshalb weil sie ihnen nicht zu Gebot steht, und ungern lassen sie Männer mit diesem Ausdruck oder dieser Richtung für schön oder liebenswürdig gelten.

Es wurde lebhaft getanzt und jeder unterhielt sich wie er konnte und wollte. Otto trat aus einer Männergruppe heraus, und sah mit untergeschlagenen Armen dem Tanze zu. Ilda die eben durch den Saal ging, blieb vor ihm stehen und fragte:

„Warum tanzen Sie nicht?“

„Aber welcher Mann ist so glücklich heut zu Tag' bei dreißig Jahren noch tanzen zu können?“ fragte er dagegen; — „man hat einst getanzt, als man jung war.“

„O nur nicht alt sein! das ist zu langweilig! — Und langweilen Sie Sich nicht hier?“

„Nein! mit meinen Gedanken langweil' ich mich nie.“

„Lassen Sie hören, ob Ihre Gedanken wirklich unterhaltend sind; Was dachten Sie vorhin?“

„Wie es möglich ist, daß alle diese Leute so munter tanzen, da sie ja eigentlich in tiefem Schlaf liegen.“

„Nachtwandler sind im Schlaf am geschicktesten. Und dann?“

„Ich denke nicht so viel auf einmal“ — sagte er lachend.

„Seltsam, was die Menschen sich für Mühe geben ihre Gedanken zu verbergen!“

„Gar nicht seltsam! denn wem liegt daran, daß ich ihm die meinen offenbare?“

„Wenn Alle so dächten, würde niemand ein Buch herausgeben.“

„Das Genie hat Recht das Gegentheil vorauszusetzen.“

„Dann ist es immer im Nachtheil! es giebt sich hin, es enthüllt sich — und findet keine Wahrheit.“

„Sagen Sie: im Vortheil — denn um seiner Wahrheit willen wird es angebetet."

„Da könnte ja ein Jeder für diesen Preis die Wonne der Vergötterung genießen."

„Nein, so dumm sind Gottlob die Menschen nicht, daß sie vor der Offenbarung einer gemeinen oder alltäglichen Natur knieeten."

„Doch umtanzen sie jedes goldene Kalb!"

Herr von Werffen trat heran und mischte sich in das Gespräch. Otto zog sich zurück. Im Lauf des Abends hatte die Gräfin nur Gelegenheit ihm flüchtig zu sagen, daß sie sich freuen würde ihn öfter bei sich zu sehen.

„Wie gefällt Ihnen Otto?" fragte sie der Baron.

„Gut. Er spricht. Man braucht nicht jedes Wort mühselig wie Funken aus dem Kiesel herauszuschlagen."

„Und Werffen?"

„So so! Er hat noch nicht sein Licht leuchten lassen können. Wir wollen erst hören, wie er das Piano spielt. Es können nicht alle Leute auf dieselbe Weise liebenswürdig sein, und ich bin ganz froh, wenn sie es überhaupt auf irgend eine sind."

„Er ist wirklich ein sehr schöner Mensch."

„Wer, lieber Baron?"

„Nun Werffen! ich meine Sie sprechen von ihm."

„Sie wissen ja längst, daß ich keine Blondins liebe."

„Und Polydor mit seinen schönen blonden Locken?"

„Ach meinen Polydor hab' ich lieb ohne ihn schön zu finden. Ich hatte heute Briefe von ihm. Es geht ihm fortwährend gut. Meine kleine Büste, die er in der ersten Kunsthandlung aufgestellt, hat glänzenden Beifall gefunden und alle Frauen wollen von ihm gemeißelt sind. Er kann fordern, welche Bezahlung er will — man giebt sie ihm."

„Wenn er nur nicht übermüthig wird."

„Wol möglich! doch das ist bei einem ächten Künstler nur eine Uebergangsepoche — er muß hindurch."

„Und wenn ihn die Frauen nur nicht verderben, eitel und fade machen; — sie haben ein eigenes Talent dafür die Männer zu verderben!"

„Ach die armen, unschuldigen Männer!" rief sie lachend.

„Nun, wenn Sie Polydor als eitlen Gecken, als homme à bonne fortune wiederfänden, so würden Sie doch den Frauen die Schuld beimessen."

„Nie einem Theil allein! Unkraut kann nur in dem Erdreich wuchern, das ihm zusagt."

„Und glauben Sie wirklich, daß Polydor rein und unangetastet durch die Welt gehen werde?"

„Was nennen Sie rein? soll er keinen Champagner trinken, keine Schulden machen, keine Duelle haben, in keine hübsche Frau sich verlieben?"

„Nun, gute Gräfin, wenn Sie das Alles Ihrem

Schützling gestatten, so seh ich nicht ein, was ihm übrig bleibt, um sich bei Ihnen in Mißcredit zu setzen."

„Gegen seine Ueberzeugung handeln."

„Man braucht nicht gegen seine Ueberzeugung zu handeln, um doch von Leidenschaft zerrissen und befleckt zu werden."

„O das weiß ich," sagte schmerzlich Ilda, Ondinens eingedenk; „aber was haben Sie gegen Polydor?" setzte sie plötzlich hinzu.

„Nichts, gar nichts . . . es ist nur . . . ich ärgere mich . . ." —

„O Himmel, reden Sie! was wissen Sie von ihm, über ihn!"

„Gar nichts, auf Ehre! Ich mögte nur wissen — ob Sie wirklich gesonnen sind ihn zu heirathen."

Ilda trat einen Schritt zurück, ließ die erhobenen Hände sinken und sagte mit einer wegwerfenden Kopfbewegung: „Ah bah!" — Dann ließ sie den Baron stehen, der sich vergnügt die Hände rieb.

Am Tage nach dem Ball waren Ilda und der Ball ganz natürlich Gegenstand des Gesprächs. Die Damen fanden, daß die Gräfin doch sehr verändert sei. Da sie aber hofften alsdann weniger von ihr verdunkelt zu werden, so lobten sie ihre Schönheit.

„Es ist wahr, sie ist mager worden, und das pflegt alt zu machen; aber es giebt ihr eine Leichtigkeit, die ihr sehr gut steht;" sagte eine Dame von prächtigem Embonpoint.

Eine andre, lang und mager zum Erschrecken, meinte: „Solche Figuren allein sind comme il faut."

„Aber gar nicht schön!" rief ein Herr impertinent dazwischen.

„O mit den Herren kann man nie über Frauenschönheit disputiren" — sagte die fette Dame — „die haben ihren eigenen Geschmack. Was uns gefällt, mißfällt ihnen, und umgekehrt."

„Fleisch und Knochen ist Alles" — sagte einer der Männer — „schön wird es nur durch die glücklichen Proportionen der einzelnen Theile zum Ganzen."

„Es ist entsetzlich, bester Doctor, bei einer lieblichen Schönheit von ihren Knochen reden zu hören" — entgegnete eine Dame.

„Wie so, Gnädigste? um ihnen einen Begriff von der Zartheit und Anmuth der Knochen beizubringen, werde ich nächstens die Ehre haben Ihnen eine skelettirte Kinderhand vorzulegen."

Die Dame schrie auf; die übrigen machten Chorus mit ihr. Der Doctor fuhr gelassen fort: „Was die Gräfin Schönholm betrifft, so hat sie eine sehr schöne Knochenbildung — so weit man es nämlich beurtheilen kann."

Die Männer lachten; eine gescheute Frau unterbrach ihn:

„Aber lieber Doctor, der Geist, der die Form beseelt, macht sie schön."

„Um Vergebung, gnädigste Frau! wenn die

Seele eines Engels in dem Körper eines Bucklichen wohnt, so widerstrebt doch dieser Buckel den Begriffen von Schönheit."

„Brav! brav! — Richtig, lieber Doctor! — Und wie er possierlich ist! — Toujours le mot pour rire!" — rief man durch einander, und dann sagte jemand:

„Aber der Walzer war doch gestern sehr possirlich in welchem ein Champagnerkork zu gewissen Takten sprang."

„Göttliche Tanzmusik dieser Strauß!"

„Nein, es war ein Lanner; die Gräfin hat ihn aus Wien bekommen, und auch den zweiten Galop."

„Der junge Bildhauer, den sie studiren läßt, hat ihn ihr geschickt."

„Sie muß doch außerordentlich reich sein um solche Unterstützung geben zu können."

„Freilich ist sie das! aber sobald sie heirathet, hat sie nichts."

„Die Männer sind doch immer von empörender Grausamkeit."

„Ganz und gar nicht!" — sagte ein Mann — „der Schönholm hat sie glänzend gestellt, so lange sie seinen Namen trägt und, so zu sagen, dadurch noch ihm angehört. Giebt sie ihn auf, so geht sie ihn nichts mehr an, alle Verpflichtungen sind gelöst und ein Anderer mag für sie sorgen."

„Aber kann sie denn nicht einen armen Mann lieben?"

„Um

„Um Verzeihung, Gnädigste! keine elegante und vornehme Frau liebt einen armen Mann.“

„Lästerung! von den Männern ist das zu behaupten.“

„Ah, da kommt Herr Otto. Bon soir! nun sagen Sie, wie hat Ihnen die Gräfin Schönholm gefallen.“

„Gut.“

„Wie? nur gut! — Eine so liebliche Erscheinung! — Eine so geistreiche Person! — Von solcher Grazie!“ — riefen die Frauen, heimlich froh, daß sie nur gut gefallen hatte.

„Sie hat einen gewissen Stolz in ihrem Benehmen, in ihren Kopfbewegungen, der nicht anmuthig ist“ — sagte Einer.

„Gerade der hat mir sehr gefallen,“ erwiderte Otto. „Ich liebe den Stolz an Frauen, er zeugt von Selbstbewußtsein.“

„Nun daran fehlt es der guten Schönholm nicht.“

„Sollte es je einem Menschen fehlen? Vollends für eine hoch- und einsamstehende Frau ist es ein strahlender, schützender Schild.“

„Aber er giebt dem Character leicht einen männlichen Anstrich.“

„Den Eindruck hat die Gräfin nicht auf mich gemacht.“

„Ich glaube, daß es sehr schwer ist Ihnen zu imponiren,“ sagte eine hübsche Frau, die keineswegs dies Talent besaß.

„Schönheit imponirt mir immer" — sagte er leicht, und freundlich lächelte sie ihn für diese Fadaise an.

Ilda ging seit jenem Ball in die Gesellschaft, und empfing an gewissen Tagen der Woche bei sich. Der Zirkel war bald größer bald kleiner, wie es sich eben traf. Otto ging häufig hin; ihm war es am liebsten, wenn wenig Personen da waren, dann setzte man sich rund um den Theetisch und die Unterhaltung war oft sehr lebhaft und angenehm. Im zahlreichen Zirkel hingegen, besonders wenn viel Frauen da waren, die Ilda und ihren Theetisch verschanzten, war es ihm selten möglich bis zu ihr zu gelangen, weil er sich nie vordrängte. Werffen fehlte an keinem Abend; sein musikalisches Talent machte ihm überall und immer einen guten Empfang, und er übte es aus ohne Ziererei und Launen. Einst rief Ilda Otto zu sich heran und sprach:

„Weshalb bleiben Sie an Abenden wie der heutige immer im dritten Gliede stehen, da Sie doch wissen, daß ich gern mit Ihnen spreche?"

„Ich habe keine Gelegenheit mich Ihnen zu nähern."

„Das ist aber sehr unbequem für mich, dann muß ich Sie stets rufen — wie eben jetzt. Nun wollen wir plaudern während Werffen singt. Die Musik accompagnirt das Gespräch so angenehm."

„Wollen Sie die Gnade haben mir eine Frage zu beantworten?"

„Das versteht sich — so gut ich kann!"

„Es wird in ihrem Salon über alles mögliche Interessante und Uninteressante gesprochen — warum nie, aber wörtlich nie! eine Sylbe über Politik?"

„Weil ich mich höchst ungern langweilen lasse."

„Wie können die Interessen, welche jetzt das Menschengeschlecht in Bewegung setzen, einen Geist, ein Herz wie die Ihren, langweilen!"

„Wer behauptet das! aber die gescheutesten Leute werden langweilig, sobald sie sich in das Gebiet der Politik begeben; dann stürzt sich jeder in seine Partei und kämpft auf Tod und Leben gegen die fremde. In der Hitze des Gefechts sieht er oft durch die Staubwolken verdunkelt Windmühlen für Riesen an. Einmal, ist das lächerlich; wiederholt es sich, langweilig. Davon hat niemand Genuß . . ." —

„Als die streitenden Parteien."

„Ich will aber keine Parteien! in meiner Nähe soll Friede sein."

„Sie decretiren ihn ziemlich despotisch."

„Ach, es muß ja irgend jemand in der Gesellschaft Despotismus üben, welcher Art er sei, damit sie einigermaßen in Gang kommen; warum nicht ich so gut wie jeder Andre."

„Sie eignen Sich gewiß besser dazu wie jeder Andre, weil Sie, abgesehen vom Uebrigen, mit Ihrem

Widerwillen gegen Parteien, wahrscheinlich keiner angehören, sondern alle verschmelzen, wie im Sonnenlicht die Farben untergehen."

„Im Salon gehöre ich sicherlich keiner an."

„Und im Leben . . . ?"

„Bin ich Aristokratin vom Scheitel zur Sohle, und danke dem Himmel, daß ich es bin, denn jede edle Seele ist geboren aristokratisch und hält sich seitab vom Pöbel. Uebrigens stehe ich jetzt fester den je in den Reihen meiner Genossen, da die Tage ihres Glückes augenscheinlich zu Ende gehen und eine neue Aera beginnt."

„Aber die starken, freiheitsdurstigen Seelen sollten sich ihr zuwenden wie dem Morgenroth, und dem jungen Tag ihre Kraft weihen."

„Das mag sehr verdienstlich sein; aber es ist leichter den alten Göttern treu zu sterben, als mit den neuen, fremden, zu leben; und Sie werden doch nicht von mir begehren, daß ich mir Mühe geben soll?"

„Ich nicht! — wenn das Schicksal es nur nicht verlangt."

„O es hat's gethan, und ich gehorchte, gab mir Mühe — und mißlang."

„Ich glaube doch, daß wir durch Mühe viel erreichen und gewinnen können, nur nichts — gegen unser Herz."

„Und alle andre Mühe ist ja keine! aber An-

strengung überwindet das Herz, obgleich sie es zermalmen kann!"

„Es muß sich wunderlich leben mit einem zermalmten Herzen."

„Kläglich! und diese Kläglichkeit ist nicht zu ertragen. Wer leben will, muß frisch und ganz dastehen und bereit sein das Leben am Fuß festzuhalten, wenn die Flügel uns aus der Hand schlüpfen."

„Ist das entschlossene Kraft oder — Leichtsinn?"

„O ich bin nicht so genau in mir selbst zu Hause! Ich weiß nur, daß ich vorwärts muß, daß die Zukunft mein Reich ist und nicht die todte Vergangenheit, daß mein Auge stets offen sein muß, weil immer neue Erscheinungen des Lebens an ihm vorüberziehen. Wie dürftig und ungerecht wär' ich für mich und Andere, wenn ich mein Auge nur einmal hätte öffnen, und dann auf immer schließen wollen."

„Auf die Weise scheint mir, daß Sie gar keine Ahnung von der Eigenschaft haben können, die Treue heißt" — sagte er lachend.

„Doch!" entgegnete sie ernst, „ich suche mir selbst treu zu sein. Ich muß mich durch die Welt hindurch bringen, so frei wie möglich; ich muß mein innerstes Wesen entfalten, so reich wie möglich — das ist mein Streben. Noch ist viel Unentwickeltes, viel Unfreies in mir — wenn ich das je vergessen könnte, so wäre ich mir selbst untreu."

„Sie haben einen Muth, als ob Sie keine Schmerzen kannten.“

„Ich kenne sie! aber wie Homers Götter und Miltons Engel; ohne sie zu fürchten; denn sie bringen mir nicht den Tod. Ich stelle mich auf den Schmerz und er hebt mich höher. Nachdem ich tüchtig mit ihm gekämpft habe, wird er mein Sklave, und als solcher der Fußschemel des Ueberwinders.“

Es lag ein wunderbarer Contrast in ihren Worten und in dem leisen, bebenden Ton, womit sie sprach; in der innern Entschlossenheit, und der weichen, ätherischen Gestalt; Otto heftete verstummend den glanzvollen Blick auf sie, und als Ilda ruhig und sanft ihm ins Antlitz sah, war ihm, als müsse er freudig untergehen in das tiefe unergründliche Meer ihres Auges. Plötzlich, wie sich besinnend, kehrte sie hastig den Kopf seitwärts zum Piano, und Otto, um irgend etwas zu sagen, sagte rasch:

„Der Werffen hat besser als je gesungen!“

Ilda sprach lachend: „Ich schmeichelte mir schon Ihr Ohr vollkommen captivirt zu haben; doch der Triumph sollte mir nicht werden.“

Er entgegnete in demselben Ton: „Ein Ausgangspförtchen muß immer offen bleiben, wenn auch das Portal geschlossen ist.“

„Ja,“ sagte Ilda, „so sind die Männer! immer halb, oder dreiviertel, höchstens siebenachtel — nie ganz.“

„Diesmal thun Sie mir Unrecht! ich war ganz . . ." —

„Nun? schnell die Wahrheit! — was?"

„Ganz Ohr für Werffen."

„Bravo!" — sagte sie mit einer Welt von Heiterkeit im Blick — „das wird ihn freuen, den guten Werffen; gehen Sie ihm es sagen."

„Sie sind boshaft, Gräfin" — entgegnete Otto und zog sich zurück. Aber mächtig fesselte ihn diese Frau! Er hatte Viele gesehen, die sie an Schönheit übertrafen, Einige an Geist, Einige auch die an Anmuth ihr gleich waren — und doch stand sie vor seiner Seele in einsiedlerischer Abgeschiedenheit, mit Keiner zu vergleichen, geschweige zu verwechseln. Die scharfen Umrisse, mit denen ihre Wesenheit gezeichnet war, prägten sich fest in seine Brust. Ueber den Spiegel und den hellpolirten Stahl rollen die äußern Gegenstände spurlos hinweg, und die Oberfläche wirft nur ihre bunten Farben und Formen zurück; aber der Diamant gräbt sich hinein. Otto war fest und hell wie Stahl. Die Erscheinungen des Lebens beherrschten ihn nicht, weil er sich nicht wollte beherrschen lassen. Sie spiegelten sich lebhaft in ihm ab, denn er war von großer Regsamkeit; aber sie bogen und lenkten ihn nicht. „Es muß noch etwas Anderes aus dem Leben zu machen sein" — sprach er zu sich selbst, wenn ihm schien, daß irgend ein Einfluß zu merklich auf seine Richtung wirkte, und dann entzog er sich

ihm, sei es mit Leichtigkeit, sei es mit Ueberwindung. Er war ohne Namen, ohne Vermögen und Rang, durch nichts ausgezeichnet, als durch seine Persönlichkeit, aber er stellte sich in der Gesellschaft mit einer Ruhe, mit einer Sicherheit des Uebergewichts, als habe er die höchsten Siegeszeichen nicht zu empfangen, sondern zu vertheilen. Die Welt nimmt den Menschen stets für das, wofür er sich giebt. Jede Ueberlegenheit imponirt ihr; so erkannte sie auch stillschweigend Ottos Autorität an. Seine äußerst gefälligen Formen machten, daß seine Suprematie nie verletzend für Andre wurde. Man gab ihm höchstens etwas jugendlichen Uebermuth Schuld.

Werffen fand ihn unerträglich; d. h. Werffen, ein Mann de la vieille roche, ärgerte sich über diese Erscheinung der Zeit. „Vor funfzig Jahren wäre so etwas unmöglich gewesen,“ sagte er einst zu Ilda; „damals blieb ein Herr Otto in der Schreibstube oder wo er sich sonst placirt hatte, und figurirte nicht im Salon auf glänzende Weise.“

„Warum so neidisch, mein lieber Werffen?“ fragte sie boshaft.

„Bei Gott nicht!“ rief er lebhaft; „im Gegentheil! dieser Mensch ist mir angenehm, achtungswerth, als Mensch; ich will auch gern glauben, daß er durch Wissen und Verstand ausgezeichnet ist — nur bleibe er in seiner Sphäre“

„Wie wollen Sie in unsern Zeiten einen ausge-

zeichneten Menschen aus irgend einer Sphäre verbannen, da der Grafensohn und der Schustersohn auf derselben Schulbank sitzend für dieselbe Bestimmung erzogen werden, und nur dadurch verschieden sind, daß der Schustersohn gewöhnlich bessere Fähigkeiten hat?"

„Und ist das nicht ein ungeheures, gar nicht zu übersehendes Unglück?"

„Ja wol! für die Aristokratie, denn sie hat keine Kraft im Blut mehr und kann sich nicht regeneriren. Sie vergeht allmälig; gleich den uralten Bäumen des Waldes, und der tiers-état hebt sich in der Büreaukratie als eine neue Anpflanzung hervor über den mächtigen, kahlen, verdorrten Stämmen. Sie ist nichts weniger als imposant, glänzend und vertrauenerweckend, diese Bureaukratie, aber sie hält doch einigermaßen der Herrschaft des gemeinen Geldsacks das Gleichgewicht."

„Ich halte es auch für diese Leute vom tiers-état für ein Unglück, daß die Schranken des Turnierplatzes sich ihnen öffnen. Die Zahl der Aspiranten wird dadurch zu Legionen, mithin auch die der Unzufriedenen, der Unruhigen. Es giebt unter ihnen, wie unter den Aristokraten, meistens Mittelgut, manche Tröpfe, selten ein Genie. Das drängt nun vorwärts, voll Ehrgeiz, voll Vergnügungssucht, voll Neid. Das erstickt sich untereinander, und uns mit, die wir an Zahl ihnen nach- und in ihre Reihen gemischt stehen. Wenn unter uns ein eminenter Kopf auftaucht, so stellen sie uns sogleich drei bis vier oder noch mehr

gegenüber, was ganz natürlich aus dem verschiedenen Zahlenverhältniß entspringt; — so ist's unmöglich ihnen den Rang abzulaufen, denn in der Büreaukratie herrscht, wie in allen Kasten, der Nepotismus. Das stützt sich, hebt sich, reicht sich die Hand gegenseitig, drängt und schiebt, unwiderstehlich wie die mazedonische Phalanx. Wenn das sieben Söhne hat, so müssen alle sieben studieren, und sechs davon wären eben so gut mit der Elle und der Muskete an ihrem Platz. Kinder haben diese Leute ohnehin in erschreckender Menge! im vorigen Sommer war ich mit einem Präsidenten im Bade, der sieben Töchter hatte. Zwei davon bereits verheirathet, fünf ledig, recht hübsche Mädchen, wolerzogen; und ich bin überzeugt sie verheirathen sich alle, vielleicht zum Theil in altadelige Familien, deren Söhne eine Carriere im Staatsdienst machen wollen — denn der Papa kann poussiren, und ohne solche Hülfe durchbricht Keiner die Masse. Die undankbaren Fürsten lassen den Adel fallen, nachdem er sich an ihren Höfen ruinirt hat, oder protegiren ihn nur verstohlen, was noch übler ist, weil es aussieht, als ob er es nicht verdiene. Geld hat er auch nicht mehr, um mit der brutalen Pracht der Finanz wetteifern zu können. Die ältesten, edelsten Geschlechter sterben aus. Andere opfern den unadeligen Namen und den Vorzug des par sang der Erhaltung ihrer Besitzungen auf, und verheirathen sich mit bürgerlichen Mädchen, die reich sind — kurz, Entartung überall."

„Aber die datirt aus alter Zeit herüber, guter Werffen! als der Adel so dumm war sich von den Fürsten aus Eitelkeit und Vergnügungsucht in die Erbärmlichkeit des Hofdienstes locken zu lassen — als er die stolze Unabhängigkeit seines Schlosses und des Kriegdienstes mit der Sclaverei am Thron vertauschte — da begann seine Entartung. Als die Könige von Frankreich ihre Pairs hatten — was etwas Anderes ist, als wenn Louis Philippe Herrn Thiers und Herrn Cousin zu Pairs creirt — als der deutsche Ritter ein Mitglied des heiligen, römischen Reichs war: — da war der Glanzpunkt der Aristocratie, da hatte sie Bedeutung, Sinn, Gewicht, Würde. Jetzt kann nur noch die Persönlichkeit eines Aristokraten ihm das geben, was früher ihm sein Stand verlieh, und es ist freilich kläglich zu sehen, wie selten ihm das gelingt."

„Nun, Frau Gräfin, Sie sind wenigstens keine blinde Verfechterin Ihrer Partei."

„Da ich kein Mann bin, keine Kinder habe, und überhaupt nichts dabei zu gewinnen oder zu verlieren, so bin ich ohne persönlichen Egoismus, also ziemlich ohne Verblendung in diesem Punkt. Käme mein liebes Ich auf irgend eine Weise dabei in's Spiel, so würde ich schwerlich meine Leidenschaftlosigkeit bewahren. Glauben Sie aber nicht, daß meine Mäßigung mich gleichgültig machte gegen den gewaltigen Umsturz der alten, einst so herrlichen Zeit, und gegen das gräßliche Nivellirungssystem der neuen, das nicht aus einem

frischen, allgemeinen Vorwärtsstreben, sondern aus einer allgemeinen Erschlaffung und Ueberreizung hervorgeht. Daher kann ich kein Heil in ihm sehen. Aber, guter Werffen, wenn doch einmal der Scepter aus unserer Hand fallen muß — muß, weil sie zu schwach ist, um ihn unter neuen, fremden Umständen und Zuständen zu führen — so freue ich mich, sobald ich geschickte, feste, edle Hände auf der andern Seite finde, die ihn vielleicht mit in Empfang nehmen und würdig halten werden."

„O Gräfin, wenn Sie Sich entschließen könnten mit Ihrem Genius unser Aller Organ zu sein!"

„Nein, dazu ist der Genius mir zu heilig, und bin ich selbst zu unwissend. Der Rädelsführer einer Partei muß praktisch-gelehrt sein, wenn er nicht sich und die Seinen lächerlich machen will, und ich bin zu stolz um mich dieser Möglichkeit auszusetzen — vielleicht auch zu ruhmbegierig. Der Dichter gehört allen Zeiten und Völkern an; der Publizist, der Journalist — einem Moment. Ihr Ruhm gleicht dem St. Elmsfeuer, das im Sturm auf der Spitze der Mastbäume flammt und heller ist als die Sterne; allein, hat das Unwetter ausgetobt, so verschwinden die wunderlichen Flammen, und die alten Sterne treten in ihre Rechte, und lächeln nach wie vor auf die Schiffer herab. Wenn es auch nur ihrer wenige, nur einige erster Größe sind, nach denen die Schiffer ihre Bahnen erkennen und lenken: so hat doch noch nie ein Stern

ihnen Verderben gebracht. Kurz und verständlich in Prosa gesprochen: daraus wird nichts."

„Das ist zu kurz! geben Sie Gründe an! diese waren Poesie."

„Ich kann nicht dafür, wenn Sie meine Gründe nicht gelten lassen. Uebrigens giebt der liebe Gott keine und Falstaff keine — weshalb soll ein armer Weiberkopf sich damit plagen."

„Es ist wirklich traurig, gute Gräfin, daß Sie, wie man zu sagen pflegt: nie bei der Stange bleiben, sondern immer rechts und links abschweifen."

„Behüte!" — sagte Ilda sehr ruhig — „ich habe keine Abschweifungen gemacht, sondern Sie. Ich bin noch mit meinen Gedanken bei dem Punkt, von dem wir ausgingen — bei Otto."

Sie sagte da keine Neckerei, keine Naivität, sondern die Wahrheit. Diese beiden Menschen begegneten und verstanden sich in ihrem rastlosen Streben, und ihre Seelen gingen früher Hand in Hand, als ihre Herzen. Ilda sagte oft zu Otto:

„Welch ein Glück Sie gefunden zu haben! es ist bei Ihnen, als ob der Morgenwind durch den Wald streife, und alle Bäume frisch aufblättere und ihnen die Träume der Nacht aus den Zweigen schüttele. Ich glaube, ich wäre ohne Sie in einem Quietismus fortgewandelt, der am Ende zur Dumpfheit führt."

Auf eine ähnliche Aeußerung erwiderte er einst beinah finster: „Wer darf sich schmeicheln Ihnen mehr

zu sein, als eine momentane, wohlthuende Erscheinung! Wie der Morgenwind verweht, wenn die Sonne höher steigt, so werden Sie mich vergessen."

Sie sah ihn betroffen an und sprach bestimmt: „Nie."

Sechstes Kapitel.

Polydor schrieb der Gräfin häufig, und mit einer jugendlichen Lebensfreudigkeit, die klarer als seine Worte darthat, daß er unverstimmt und ohne Schwankungen auf seiner Bahn wandelte. Das Geschick war ihm günstig; was er begann, gelang. Ueber die Dornen seines frühern Pfades war längst weiches Gras gewachsen. Nur schrieb er einst:

„Wenn ich meine Kunst nicht immer angebetet „hätte, so würde ich es jetzt thun, da sie mir Ge„legenheit giebt die Züge eines Engels in Marmor „festzuhalten. O Madonna, wenn Sie wüßten welche „Erquickung es ist, zwischen so vielen gemeinen, plum„pen, thierischsinnlichen, bewußtlosen Gesichtern eins „zu finden, das in seiner reinen Vollkommenheit „der Form und des Ausdrucks, selbst dem Künstler „nichts zu wünschen übrig läßt: so würden Sie

„mir aus voller Seele, Glück auf! zurufen. Gräfin
„Regine heißt die Frau, die vom Himmel die Krone
„der Schönheit empfing. O wol! das ist ein Kö-
„nigthum von Gottes Gnaden, das Jeder willig
„anerkennt! mit einem solchen Vorzug ist man die
„geborne Königin der Seelen, und die Welt sinkt
„vor ihr anbetend in den Staub. Ich zuerst —
„und ich bin glückselig es zu können. Ich arbeite
„zum zweitenmal ihre Büste. Die erste, mit einem
„Blumenkranz, gefiel ihr nicht, als sie vollendet war,
„hatte einen zu modernen Character. Ich hatte es
„ihr im Voraus gesagt — sie wollte es nicht glau-
„ben, meinte, es gehöre antike Schönheit zu der
„antiken Einfachheit, und bestand auf einige Acces-
„soires. Nun sieht sie ein, daß ich Recht hatte,
„und ich darf sie so modelliren, wie ich es zuerst
„ihr vorgeschlagen: das Haar leicht nach rückwärts
„hin aufgenestelt, daß die ganze Form des Kopfes
„und die unaussprechlich anmuthige Wendung des
„Halses sich degagirt. Ach, ich bin glücklich, so
„glücklich wie noch nie. Ich werde mir hier eine
„feste, unabhängige Stellung gründen können; das
„macht mich über meine Zukunft so ruhig. Es
„giebt hier keinen bedeutenden — wenigstens keinen
„anerkannt bedeutenden Künstler in meinem Fache.
„Ich kann vielleicht in Wien werden, was Schwan-
„thaler in München, Rauch in Berlin ist. Außer
„meinen verschiedenen Büsten hab' ich viel Arbeiten

„im Kopf, einige unter den Händen, z. B. ein Bas-„relief: die Zusammenkunft Sobieskys mit Kaiser „Leopold I. nach der Befreiung Wiens von den „Türken. Dann ein junges Mädchen, das einen „Schmetterling auf ihrer linken Hand betrachtet, „und den Vorfinger der rechten auf ihre Lippen „legt, damit ihr Athem ihn nicht verscheuche; — „kann sehr graziös werden, versichere ich Sie. Dann „ein Genius, der von einer zerbrochenen Säule eine „Leier emporhebt und die Schwingen zum Aufflug „entfaltet hat; das soll mein Monument für Beet-„hoven sein. Jetzt ist das Alles nur Thon und „Gyps. Steht es dereinst in Marmor da, so sol-„len Sie Freude erleben an Ihrem Polydor."

Ilda antwortete auf der Stelle:

„Sein Sie glücklich, lieber Polydor, dann ist das „Leben leicht; beten Sie an, dann ist das Herz be-„friedigt; aber denken Sie nicht daran Sich in „Wien zu fixiren, wenn die Gräfin Regine auch „nur einen Gran dafür in die Wagschaale legt. „Jetzt sind Sie in der Mode, geehrt und geschmei-„chelt, gesucht und belohnt; aber — Sie können „aus der Mode kommen, wenn Ihre Kunst sich nur „auf das Porträt beschränkt; und finden Ihre übri-„gen Arbeiten Beachtung? Anerkennung? wird et-„was anderes in Ihrem Atelier bewundert, als die „Büste des Prinzen X. und der Fürstin Z. Auf „was gründen Sie ihre Hoffnungen für eine sichere,

„un-

„unabhängige Stellung? Ich kann aus Ihrem Brief „nicht eine Aussicht entnehmen, und Ihr Gedanke, „Sich in Wien zu fixiren, würde mir spaßhaft vor„kommen, wenn er mich nicht ängstigte. Wie kann „ein Mensch, ein Künstler von einundzwanzig Jah„ren sich schon irgendwo Hütten bauen wollen, ohne „etwas zu wissen und zu kennen. Guter Polydor, „kränken Sie Sich nicht über den Ausdruck. Wie „gut ich Ihnen bin, welche Freude ich an Ihrem „schönen Talent habe, brauch ich Ihnen nicht zu „widerholen; aber von der Welt wissen Sie nichts „und die Menschen kennen Sie nicht, und über „Sich Selbst sind Sie in allen Dingen, die außer„halb Ihrer Kunst liegen, so wenig sicher — wie „man eben in Ihrem Alter ist. Darum bewun„dern Sie die schöne Gräfin Regine, machen Sie „ihre Büste hundertmal verändert, berauschen Sie „Ihr Künstlerauge, dem selten solche Genüsse zu „Theil werden — doch weiter gestatten Sie ihr „keinen Einfluß, nicht auf Ihr Leben, nicht auf „Ihr Herz. Ich weiß nichts von dieser Frau; sie „ist vielleicht glückliche Gattin, frohe Mutter, viel„leicht ein junges unbefangenes Mädchen, ich kann „also durchaus kein Vorurtheil gegen die Person „haben; allein ich will überhaupt keine Gräfin Re„gine Ihnen gegenüber — es sei denn, daß sie „Ihnen Sitzung gäbe. Die Liebe zn einem sol„chen Wesen kann Sie grenzenlos elend machen,

„weil Sie dadurch aus Ihrer Sphäre geschleudert „werden, und in Zwiespalt zwischen Sehnsucht und „Bestimmung kommen können. Das ist aber der „Tod für eine Künstlerseele! — Ach, ich mag wol „für eine sehr leichtsinnige Rathgeberin gelten, aber „dennoch muß ich Ihnen sagen, daß es mir weit „weniger gefährlich für Sie scheint, wenn Sie Sich „zwanzigmal verlieben, als wenn Sie eine heftige, „unglückliche Leidenschaft fassen, an deren Ueberwäl„tigung oder Betäubung Sie ihre Kraft verschwen„den müssen. Werden Sie nur nicht unglücklich, „mein guter Polydor, es ist ein großes Elend un„glücklich zu sein. Denn wenn auch die eine Hälfte „unsers Wesens, vom Unglück emporgetrieben, Adler„flügel findet, mit denen es über die Wolken hinauf „fliegt, so windet sich doch die andere im Staube, „und das Herz verblutet, während der Genius tri„umphirt, und durch die Siegeshymnen tönt zuwei„len ein greller Schrei der Verzweiflung. Einheit, „Lieber, tiefe, selige Einheit, das ist des Künstlers „Element. — Von mir und meinem Leben heute „nur das eine Wort: es geht mir überraschend gut. „— Gott mit Ihnen.“

Von allen schönen Frauen Wiens war Gräfin Regine in der That die schönste, seit drei Jahren Wittwe von einem sehr alten und sehr reichen Mann, mit dem sie bei sechszehn Jahren vermält ward, und dessen Namen sie tadellos trug. Nicht ein Hauch ge-

geschweige ein Wort, hatte je ihren Ruf getrübt. Kein Mann konnte sich der geringsten Auszeichnung von ihrer Seite rühmen. Bei zweiundzwanzig Jahren, in voller Blüthe der Jugend und in unvergleichlicher Pracht der Schönheit, stand sie einsam, kühl, rein in der verderbten Gesellschaft. Ueber ihr großes, braunes Auge senkten sich die breiten Augenlieder so ruhig herab, als gäbe es nichts für sie zu sehen, und ihr mildes, stilles Lächeln erfreute jedes Herz, weil es friedlich war, wie das eines Kindes oder eines Engels. Nur wer sie sehr aufmerksam beobachtete, hätte bemerken können, daß zuweilen, ganz flüchtig, ganz selten, ihr Blick oder ihr Lächeln mit verändertem, fascinirenden Ausdruck hierher oder dorthin fiel. Auf wen? das war nicht zu ergründen. Aber Jeder, den dieser Blick traf, glaubte an die Offenbarung, die Verheißung, die in ihm lag.

Keine Eigenschaft Reginens kam ihrer Schönheit gleich, als nur ihre Eitelkeit, und Beiden wiederum die Kälte ihres Herzens. Man hatte sie ganz für die Anforderungen der Welt erzogen, gebildet, vermält. Sie hatte keinen andern Begriff von Glück als in dieser Welt auf einem Thron stehen, der aus allen Requisiten erbaut ist, deren eine Frau bedarf, um unerreichbar von andern Frauen zu sein. Dahin gehörte: zu der Schönheit — Anmuth, zu dem Verstand — Güte, zu dem Rang — Reichthum, zu der Liebenswürdigkeit — Tugend. Einen andern Begriff

von Tugend, als den eines makellosen Rufes hatte Regine nicht. Da sie aber in der Gesellschaft sah, wie schwer es für Frauen war diese Tadellosigkeit zu bewahren, sobald ihr Herz bewegt ward: so faßte sie früh den Entschluß die Männer nur als Wesen zu betrachten, deren Huldigungen, nein, mehr! — deren Vergötterung ihr als Tribut zukam, und sich feiern, adoriren, lieben zu lassen, ohne je in ihrem Busen auch nur den Schatten einer Neigung zu dulden. Ihr Grundsatz ward: eine Frau, die liebt, ist eine Närrin, denn sie kommt gänzlich dadurch aus dem Gleichgewicht, findet immer Unruh und Qual, häufig Entwürdigung, und für tausend Opfer keinen Ersatz. Da sie keine Ahnung von der tiefen Seligkeit der Liebe hatte, und nicht das Bedürfniß kannte aus dem Glück eines geliebten Wesens das eigene zu erhöhen und zu verklären: so wäre jenes Raisonnement gut und richtig für sie gewesen, wenn sie zu gleicher Zeit nicht hätte geliebt sein wollen. Allein, da sie für andere Frauen mächtige Leidenschaften sich entzünden und tiefe Neigungen sich begründen sah, so wollte sie ähnliche Gefühle erwecken und nur klüger wie jene, die Leidenschaft nicht erhören, und die Neigung nicht erwidern. Sie stieß niemand zurück und begünstigte niemand; aber niemand war hoffnungslos, obgleich er nicht angeben konnte, weshalb und was er hoffe, denn auch der Kühnste war nicht kühn genug zu glauben, daß diese Lilie sich vor ihm in den Staub neigen werde.

So trieb die Gräfin Regine ihr Spiel, düpirte alle Männer, überstralte alle Frauen, und galt für die vollkommenste ihres Geschlechts.

In den Bereich dieser Circe gerieth Polydor, mit seinem frischen Herzen, seinem offenen Auge, seinem erregbaren Sinn. Leicht entzündlich durch Weiberschönheit sank er unbefangen, wie vor einer Göttin, vor Regine nieder. Aber sie begnügte sich mit diesem Cultus nicht. Polydor war ihr eine fremdartige, erquickende Erscheinung. Sie wollte diese kräftige Alpenpflanze in ihre Region versetzen, wollte, daß die halbgeschlossene Blüthe für sie ihre Blätter entfalte, für sie ihren Duft aushauche, unbekümmert, ob die Atmosphäre der Pflanze gedeihlich sei oder nicht. Anfangs hatte sie nur, weil es eben Mode war und weil ihre Freunde sie darum baten, ihm zu ihrer Büste gesessen; aber als sie ihn öfter sah und hörte, schien der Jüngling ihr hoch über der Masse seines Gleichen zu stehen, sie ahnte, daß er zu ungewöhnlichem Standpunkt sich emporschwingen werde, weil er es mit aller Kraft wolle, sie betrachtete das Außerordentliche als ihr Eigenthum womit sie nach Belieben schalten dürfe — und so begann sie um Polydor ihre Fesseln zu winden. Er hatte nie in einer Verbindung mit Frauen gestanden, nicht weil es ihm dazu an Gelegenheit, sondern an Zeit gefehlt hatte. Die letzten Jahre waren so voll, so reich, so anregend gewesen, hatten ihn in eine so neue, glanzvolle Welt eingeführt, daß er

keine Muße hatte, von den lockenden italienischen Augen sein Herz entflammen zu lassen. Wie einst im günstigen Moment Apolloniens Kuß, so nahm er auch jetzt die süße Gabe des Augenblicks, nur mit etwas mehr Kühnheit — und das genügte ihm. An Liebe dachte er nicht bei den Gestalten, die ihm bisher begegnet waren. Apollonia war die Einzige, die einst sein kindisches Herz hatte schlagen machen; allein seitdem waren solche Veränderungen in ihm vorgegangen, daß er deutlich fühlte, eine Apollonie könne ihm nicht mehr genügen. Was er begehrte von seiner künftigen Geliebten, wußte er nicht, weil niemand das weiß; aber wenigstens — Alles! aber wenigstens ein großes, warmes, ganzes Herz! „und dann gebe ich ihr das meine, ohne Rückhalt, wie der Gottheit." Das war das résumé und so hatte er auch bisweilen in Stunden des Vertrauens zu Ilda gesprochen, die seine Hohepriesterin war, die durch ihre Bestätigung seine Gedanken und Gefühle kräftigte und läuterte. Dann sah Ilda ihn mit unsäglicher Freudigkeit an und erwiderte: „So ist's recht! unumschränkt, wie der Gottheit!" Aber sie hätte sagen sollen: „nur der Gottheit," — denn die Menschen haben keinen Sinn für die Unermeßlichkeit eines solchen Geschenks; ihre Hand faßt es nicht, sie lassen es in den Staub fallen.

Regine hatte ihr Bild im Profil und in sehr kleinem Maßstab für eine ferne Freundin von Polydor ausführen lassen. Es war ein Meisterwerkchen,

der Alabaster hingehaucht wie Meerschaum. Im Rahmen von mattem Gold sah das Bildchen aus wie eine köstliche Perle. Polydor brachte es Reginen. Sie war sehr erfreut und rief: „Ach, bin ich denn wirklich so schön?"

„Einen solchen Kopf erdenke ich mir nicht," antwortete er, „ich habe Mühe ihn nachzubilden."

„Wie wird meine gute Leonie sich freuen! — Es ist doch himmlisch, Ihr Talent! Sie können Andere so glücklich machen, denn nichts vermag die Trennung und Ferne so zu verwischen, als wenn unser Auge auf den geliebten Zügen ruht. Und welche Kunst ist schöner und befriedigender als die, wodurch wir Andere beglücken!"

„Zum Glück bedarf es dazu keiner Kunst! die reicht nicht aus. Ein schönes Sein beglückt mehr und in weiteren Kreisen, als alle Leistungen der Kunst mittelbar und unmittelbar."

„O das ist etwas Anderes!"

„Wol ist's anders, aber tiefer, aber seliger und beseligender. Wenn Sie in Ihrem Kreise Sich umschauen, und der Wonne gedenken, die Sie verbreiten, nur dadurch verbreiten, daß Sie sind, so sollten Sie wahrlich den armen Künstler nicht glücklich preisen, der nur Freude macht durch das, was er thut."

„Ich glaube das Thun giebt größeren Genuß als das Sein. Wenn ich glücklich mache, wie Sie sagen, was weiß ich davon?"

„Wenn Sie nichts davon wissen, so ist das nur weil Sie gleichgültig dagegen sind.“

„Ich gleichgültig gegen das süßeste, menschlichste Gefühl? — Wie Sie mir Unrecht thun!“ rief Regine lebhaft, und hob betheuernd ihre schöne Hand. Sie hatte groß und frei die immer halbgesenkten Augenlieder aufgeschlagen, und die strahlenden Augen hafteten vorwurfsvoll auf Polydor. Ausdruck und Stellung waren so edel, wahrhaft, unwillkürlich, daß der geübteste Menschenkenner sich bei dem Gedanken entsetzt hätte, daß dies nur eine beliebige Maske sei. In Polydors Seele fand solche Vorstellung keinen Eingang. Er sagte aufgeregt:

„Nein! wenn auch siegsgewohnt — gleichgültig sind Sie nicht! Jeden Moment des Glückes, den ich Ihnen danke, werd' ich mit glühender Dankbarkeit Ihnen vorzählen; dann werden Sie wissen, und Sich freuen.“

„O wol werd' ich mich freuen! Mögten es nur viel solcher Augenblicke sein!“

„Es steht jetzt in Ihrer Macht, Gräfin! Lassen Sie mir dies Bild. Ich hab' es mit unsäglicher Liebe gemacht, wie eine Blüthe ist es unter meinen Fingern empor gekeimt. Mir ist, als würde es aus meiner Brust gebrochen, wie die Perle aus der Muschel, nun da es in fremde Hände übergehen soll. Ich werde es für Ihre Freundin so schnell wie möglich copiren — wenn Sie es mir lassen.“

Regine hatte schnell überlegt. Sie würde unter

keiner Bedingung einem andern Mann ihr Bild gegeben haben; aber erstens war sie überzeugt, daß Polydor diesen Schatz fremden Blicken entziehen werde, und zweitens: wenn ein Zufall ihn offenbarte, was war zu thun, daß der Künstler nicht die Porträts für sich machte, die ihm wolgefielen? Sie sagte also:

„Ich begreife, daß der Künstler sich vorzugsweise an das eine oder andere seiner Werke gefesselt fühlt! ich will nicht so grausam sein ihm eine solche Spielerei zu mißgönnen. Für Leonie wird die Ueberraschung und Freude auch nach vier Wochen dieselbe sein, also ...“

Sie nahm die elegante Maroquin-Kapsel vom Tisch und gab sie an Polydor mit einer so unbefangenen Fröhlichkeit, als ob ein Kind seinen Kuchen mit dem lieben Gespielen theilt. Er küßte heftig die Kapsel, heftiger die gebende Hand, die Regine ihm entzog um mit gehobenem Finger scherzend zu drohen, als sie sprach:

„Aber nun machen Sie Sich auch schleunig und mit Liebe an die Copie, denn ich wäre trostlos, wenn die gute Leonie ein weniger ähnliches Porträt erhielte.“

Doch Polydor war zu fleißig und zu froh um dies außerordentliche Leid über sie zu verhängen. Das Bild war in überraschend kurzer Zeit fertig, eben so ähnlich, eben so schön, und er ging eines Abends zu ihr um sich ihre Befehle wegen des Rahmens zu erbitten.

Er fand ihren Wagen angespannt; indessen wurde

er nicht abgewiesen, sondern in den Salon geführt, während ein Bediente ging ihn zu melden. „Sie ist bei der Toilette — wird mich nicht annehmen“ — dachte Polydor. Aber der Bediente brachte die Bitte der Gräfin, nur zwei Minuten zu verziehen. Es dauerte kaum so lange, so öffnete sich rasch die Thür und Regine trat ein in rosenfarbenen Flor gekleidet, einen Rosenstrauß in der Hand, die schwarzen Haare von einer goldenen Kette umschlungen, welche ein großer Diamant über der Stirn festhielt. Sie sah aus wie die Aurora mit dem Morgenstern über dem Haupt. Das weite leichte Kleid, und eine ebenfalls rosenfarbene Echarpe, die lose um ihre Schultern hing, umflatterte sie wie duftiges Gewölk, worin sie mit ihrem fliegenden Gang zu schweben schien. Der Duft der Rosen — doppelt lieblich, da Eis und Schnee die Erde bedeckten — und der Parfümerien, die in Deutschland und Frankreich das Zeichen der Elegance, den Römerinnen aber verhaßt sind, und von den Engländerinnen für unanständig gehalten werden — verbreitete eine feine nebelhafte Atmosphäre um sie, wie um Götterbilder im Tempel.

Polydor stand wie angezaubert, sprach keine Sylbe, und sah sie an.

„Nun, was bringen Sie mir? warum bleiben Sie denn so unbehaglich mitten im Salon stehen?“ sagte Regine, ihm freundlich zunickend, und setzte sich auf eine Chaise longue am Kamin.

Polydor sagte, was er zu sagen hatte, Regine gab ihm ihre Aufträge und fuhr dann fort zu plaudern. Sie war am Morgen mit einer englischen Familie im Belvedere gewesen, und ganz stolz über diesen Schatz ihrer Vaterstadt.

„Von Murillos kleinem Johannes Battista konnte ich mich gar nicht losreißen," sagte sie. Diese Verschmelzung des Propheten und des Kindes hat etwas Ueberirdisches. Ich liebe Murillo instinktmäßig und vielleicht ist nur das die rechte Liebe. Rafael lieb' ich um seiner himmlischen Grazie willen, Francia wegen seiner heiligen Schönheit — da weiß ich Gründe anzugeben. Bei Murillo nicht! aber er sagt mir immer heimlich tausend Dinge in's Ohr, die kein Anderer mir sagt."

„Es könnte vielleicht seine großartige Naivetät, seine tiefsinnige Wahrheit sein, die Sie fesselten. Niemand ist weniger als er auf den Effect bedacht, daher machen Wenige einen mächtigeren Eindruck. Von den Legionen Ecce homos, die ich gesehen, hat mir keiner so gefallen wie der von Murillo hier in der Gallerie Czernin. Als ich sie zum ersten Mal besuchte, war das Gemälde zufällig von seinem Platz genommen, und einer Reihe geöffneter Thüren gegenüber an die Wand gelehnt. Es hat vielleicht nur halbe Lebensgröße, aber als ich dies Kruzifix in der Ferne gewahrte, ganz einsam, ganz dunkel, Nacht und Abgeschiedenheit um den bleichen, göttlichen Sterben-

den — da bebte ich zusammen und beschleunigte meinen Schritt, um ihm noch einmal in's Auge zu sehen bevor er stürbe."

„Ich will mit Ihnen unsre herrlichen Gallerien besuchen. Sie werden mich aufmerksam machen — nicht auf die Schönheit, die erkennt auch der Laie — aber auf einzelne Schönheiten, die nur der Künstler zu würdigen weiß. Und ich will nicht bloß mit dem Herzen, auch mit dem Verstande bewundern! Haben Sie aber auch Zeit für mich? woran arbeiten Ihre Hände jetzt, und woran Ihre Gedanken?"

„Die Hände, das Basrelief von dem ich Ihnen schon gesprochen, und mehrere Büsten; die Gedanken immer und immer an Ihrer zweiten Büste."

„Bitte, schellen Sie" — sagte Regine nach der Uhr auf dem Kamin sehend, und als ein Bedienter auf den Ruf der Glocke eingetreten war, sagte sie zu dem:

„Ich bleibe jetzt zu Haus. Um eilf Uhr vorfahren."

„Warum schicken Sie mich nicht fort?" fragte Polydor; „ist es nicht zu viel begehrt, daß ich von selbst gehen soll?"

„Ich begehre es auch gar nicht. Ich wollte nur in eine Soiree gehen um den Abend bis zum Ball hinzubringen. Sie sind jetzt hier, da suche ich keine andere Unterhaltung. Ueberdas ist es zehn Uhr, da dürften Sie wol nirgens mehr Thee finden — als

hier. Wir wollen in mein Zimmer gehen; der Salon ist unbehaglich wüst für zwei Personen."

Sie ging voran. Er folgte, und betrat zum ersten Mal ihr Zimmer. Es war durchaus modisch und elegant, d. h. dermaßen mit Möbeln aller Art angefüllt, daß es mehr einem Magazin als einem Wohnzimmer glich, und daß man nur in Schlangenwindungen seinen Weg von der Thür zum Sopha machen konnte. Eine außerordentliche Profusion von exotischen Gewächsen sowol, wie von Frühlingsblumen, in Vasen auf Tischen und Etageren machte die Luft heiß und schwer.

„Hier wohnen Sie?" sagte Polydor, befremdet umherblickend.

„Ja, das ist mein Schreibtisch! an jenem Tischchen hinter dem chinesischen Schirm male ich; dort am Kamin frühstücke ich ...". —

„Aber ums Himmels Willen, wo athmen Sie? Eine solche Wohnung ohne Luft, ohne Licht, würde mich ersticken."

„Sie ist so traulich, ich habe Alles so hübsch nah beisammen. Und Sie — Sie werden Sich an diese Enge gewöhnen. Braucht man's denn so gar weit und hoch um sich zufrieden zu fühlen?"

Sie setzte sich und wies auf einen Fauteuil ihr gegenüber. Polydor nahm den Platz ein; aber die Lampe, der Samovor, das ganze Theegeschirr stand auf dem Tisch, zwischen ihm und ihr. Er konnte ihr

nicht gerade in's Gesicht sehen, drum sprang er auf und setzte sich neben sie auf ein Tabouret.

„Kein bequemer Platz“ — sagte sie.

„Ja, gerade sehr bequem für mich.“

Sie hatte ihre Handschuh ausgezogen und zu dem Rosenstrauß gelegt. Er spielte damit, wie die Männer gern thun, wenn sie eben nichts zu reden wissen, und der arme Polydor wußte in diesem Augenblick gar nichts zu reden.

„Zerpflücken Sie nur nicht die Rosen,“ sagte Regine, „die Handschuh gebe ich Ihnen schon eher Preis.“

„Polydor wickelte schweigend einen Handschuh zusammen und steckte ihn in seine Brusttasche.

„Sie sind unglaublich kindisch“ — sagte sie lachend.

„Das ist möglich! aber glücklich bin ich — o glücklich! das ist gewiß.“ Er legte sein Gesicht in seine gefaltenen Hände auf den Rand des Tisches. Regine sah ihn an; aber sie sah nichts als seine krausen, glänzendbraunen Haare, und seine frische junge Stirn. Sie hatte beinah Mitleid mit ihm; ihr guter Genius versuchte sie zu warnen vor dem Unheil, das sie im Begriff war zu stiften. Da streifte ihr Blick über seine Hand, an der er einen Ring mit Turquoisen trug. Diesen Ring hatte nur eine Frau ihm gegeben, und zwar als Andenken, als Erinnerung, als Liebespfand — nicht als Geschenk; denn er war sehr einfach. Sie hatte jetzt kein Mitleid mehr.

„Glauben Sie, daß der Türkis die Farbe verliert,“ fragte sie, „wenn der Geber eines Ringes, wie Sie ihn da tragen, dem Empfänger treulos wird?“

„Ich habe die Sage nie gehört, aber sie ist schön wie alle Sagen, welche die Natur in Sympathie mit dem Menschenschicksal bringen.“

„Um dieser Eigenschaft willen tragen Liebende so gern den Stein.“

„Ich erhielt ihn an meinem letzten Namenstag von dem Schutzengel meines Lebens. Der Stein bringt Glück, sprach sie, deshalb gebe ich ihn Ihnen.“

„Sie? — wer ist das?“ fragte Regine schelmisch.

„Ach, Sie wissen nichts von ihr!“ erwiderte er staunend. „Freilich wie sollten Sie auch wissen in welchem Verhältniß ich zu der Gräfin Schönholm stehe!“ Und er fing an zu erzählen, sein ganzes Leben, seine Kindheit, seine Jugend, seine Entwickelung, ausführlich, genau und lebendig. Regine hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Den Kopf in ihre aufgestützte Hand gelegt, verlor sie keinen Blick, kein Wort Polydors; sie mußte wissen, ob er, wie er sie liebe. Als er schwieg, fragte sie theilnehmend:

„Und so ist denn wol dies feenhafte Wesen Ihr Ideal einer Frau?“

„Wenigstens habe ich keine gefunden, die ich mit ihr vergleichen mögte — bis jetzt! — und jetzt kann ich nicht vergleichen.“

„Und ist sie sehr schön?“

„Schön wie Eine, und lieblich wie . . . wie Keine," sagte er rasch und dann stockend; „aber," fügte er betheuernd hinzu, „nicht schön wie Sie, nicht mit dieser Vollkommenheit der Züge, nicht . . . o, ich darf Ihnen das nicht auseinander setzen."

„Es ist vorgefahren" — meldete der Kammerdiener.

„Gut!" sprach Regine, lehnte sich in ihrem Sopha zurück, schlug die Arme übereinander und sagte zu Polydor: „Fahren Sie fort mir von Ihrer liebenswürdigen, edlen Freundin zu erzählen. Auf solche Frauen darf unser armes Geschlecht stolz sein."

„O wenn Sie Ilda kännten, wie würden Sie sie lieben um ihres königlichen Herzens willen! Dieser Reichthum, diese Fülle, dies unendliche Haben, dies unermeßliche Geben, das, wie es die Herrlichkeit und Freudigkeit eines Königs ausmacht — besitzt sie. Giebt es Menschen, die eine angeborne Krone tragen, so trägt Ilda sie."

„Und nie hat man versucht diese Krone in den Staub zu treten?"

„Wie so?" fragte er befremdet und sah sie groß an

„Frauen, die auf einer solchen geistigen Höhe stehen, sind tausend neidischen und spähenden Blicken des eigenen wie des fremden Geschlechtes, und außerdem hundertfältiger Verlockung ausgesetzt, wovon wir Uebrigen nichts wissen. Da wird denn die Strahlen-

krone

krone bisweilen leider! ach leider! von der eigenen Schwäche und der fremden Scheelsucht verdunkelt."

Polydor sprach nachdenkend: „Möglich, daß sie irren, und im Irrthum fehlen kann; — aber ich habe nie gedacht, daß man einem solchen Wesen aus einem absichtlosen Irrthum einen Vorwurf machen könne."

„Polydor" — sagte Regine, mit unendlich weicher, süßer Stimme — „Sie verstehen zu lieben."

„Glauben Sie das?" rief er, und seine Stimme bebte vor dem mächtigen Schlage seines Herzens; — „o ja, glauben Sie es nur fest! . . . allein Ilda lieb' ich nicht, denn unsere Seelen berühren sich nur ohne in einander zu schmelzen."

„Und ist das nicht genug?"

„Genug, wenn noch ein Wunsch übrig bleibt? Nein, nein, tausendmal nein! das ist nicht genug, denn die vollkommene Liebe ist: Eins sein. Das ist genug, denn es ist der Himmel."

„Ach, wie dürfen Sie hoffen, den zu verdienen?"

„Ich weiß wol, daß ich ihn nicht verdiene."

„Und wie glauben Sie ihn denn zu erringen?"

„Wenn ich recht liebte."

„Nun so lieben Sie nur recht," — sprach Regine und es war als ob eine innere Sonne über ihrem schönen Antlitz aufginge. Sie dachte bei sich: er liebt mich, ich werde ihn fesseln, es ist der Mühe werth.

Polydor sprang auf. „Der Ball erwartet Sie

— die Tänzer sehen Ihnen mit Ungeduld entgegen, und ich — langweile Sie."

„O lassen wir den Ball! ich bin jetzt in einer Stimmung, die weder zur Tanzmusik noch zum Salongeschwätz taugt. Wenn eine Seele sich uns offenbart hat, so ist es doppelt schwer mit Larven zu verkehren."

„Und doch thun Sie es Ihr Lebenlang."

„Ja, weil ich muß, und aus Gewohnheit, und weil alle meine Freunde in dem Tourbillon leben. Ich bin ohnehin schon einsam genug, ohne Eltern, ohne Gemal — ich würde ganz isolirt sein, wenn ich mich aus dem Getümmel zurückzöge, und die Einsamkeit ist nur dann süß, wenn unser Herz befriedigt ist und sie mit einem geliebten Wesen theilt."

„Ich kann nicht glauben, daß Sie Sich ohne große Ueberwindung aus einem Kreise entfernen würden, dessen Herrin Sie sind."

„Ich habe keine Veranlassung dazu! — doch um Ihnen einen winzigen Beweis zu geben, daß es mir nicht allzu schwer wird . . ." —

Sie schellte und rief dem eintretenden Kammerdiener zu: „Ausspannen!"

„Ums Himmels Willen!" rief Polydor, „meinetwegen entsagen Sie dem Ball?"

„Sie sehen wenigstens, daß ich's nicht mit großer Anstrengung thue."

„Umsonst hätten Sie diese reizende Toilette ge-

macht, die Ihnen so schön steht, wie ich Sie nie gesehen zu haben meine?"

„Umsonst?" fragte sie langsam und sah ihm tief ins Auge. Auf diese Frage, mehr noch auf den Blick, wußte Polydor nichts zu antworten. Regine sagte abbrechend:

„Können Sie nicht einen Tag festsetzen an dem wir eine Gemäldesammlung besuchen könnten."

„Bestimmen Sie, denn ich würde sagen — morgen."

„Nun, es ist doch wol ganz natürlich, daß ich mit meinem nichtsthuerischen Leben mich nach Ihrem thätigen, beschäftigten richte, und deshalb bleibt es bei Ihrer Bestimmung. Ueberdas habe ich morgen zum Diner einige interessante Fremde bei mir, die sich über Ihre Bekanntschaft freuen würden — dann speisen Sie mit uns, nicht wahr?"

„Nein, Gräfin, o nein, nur das nicht! Verurtheilen Sie mich nicht dazu, mit andern Personen zusammen bei Ihnen zu sein."

„Seltsamer Mensch, was kann es Ihnen schaden!"

„O gar nicht schaden" — rief er stolz — „aber langweilen, über alle Maßen langweilen, Andere sehen und hören zu müssen, wenn Sie da sind. Nein, ich komme nur zu Ihnen wenn ich weiß, daß Sie allein sind . . . wenn Sie's erlauben."

„Wie gern! es plaudert sich gut mit Ihnen, so leicht, so bequem, und nicht dies ewige Geschwätz über

Tagesbegebenheiten, über Vorfälle in der Gesellschaft. Aber heute müssen Sie gehen, es ist spät."

„Sie sagen, es plaudere sich gut mir mit — und schicken mich fort?"

„Nur für heute! — Gute Nacht, lieber Polydor."

Er machte eine Bewegung als wolle er etwas erwidern; da sie ihn aber ansah mit dem höchsten Befremden, daß ihr Befehl noch nicht vollzogen sei, so verbeugte er sich schweigend, und ging. Regine sah ihm nach, horchte auf seinen sich entfernenden Schritt, und sprach zu sich selbst: „man muß streng sein gegen diesen kleinen Polydor, er hat keine Lust zu gehorchen."

Siebentes Kapitel.

Die matte Mittagsonne eines Wintertages fiel durch hohe Fenster und leichte weiße Vorhänge hell in Ildas Gemach. Da war keine Spur von beängstigender, modischer Ueberfüllung, von elegantem Wirrwarr! Alles ruhig, bequem, wie eine unabhängige Seele es bedarf! — Ein Schreibtisch, auf dem nichts Anderes sich befand, als was zum Schreiben erforder-

lich ist; ein Bücherschrank, in welchem ein Paar hundert Bücher in verschiedenen Sprachen Platz fanden; ein breites, niedriges Sopha; im Fenster ein Tisch mit Zeichengeräth; seitwärts daneben Polydors Büste, in Marmor sehr schön von ihm selbst gearbeitet, und über derselben das Porträt eines Mannes; diesem gegenüber in Lebensgröße das Gemälde ihres verstorbenen Gemals, wie er mit einem seiner Lieblingshunde zur Jagd ging; ein sehr starker, weicher Fußteppich, der keinen Schritt hörbar werden ließ; — das war Ildas Zimmer. Eine Elegante würde es von ganz schlechtem Geschmack gefunden haben. Ilda saß in einem großen Fauteuil, dessen Lehne, mit sauberem Schnitzwerk gekrönt, ihren Kopf überragte und gleichsam einen Rahmen um sie schloß. Die gesenkten Augen, das gescheitelte Haar, das violette enganschließende Kleid, aus dem die schmalen Hände ohne Schmuck von Ringen und Armbändern hervorsahen, gaben ihr etwas von einem altdeutschen Bilde. Aber das bewegliche Minenspiel, wechselnd nach den Worten des Briefes, den sie in Händeu hielt, gab der stillen Gestalt einen erhöhten Reiz. Sie hatte längst zu lesen aufgehört und war in Nachsinuen verfallen, als sie sich plötzlich erhob und halblaut sprach:

„Es ist nichts zu machen! er muß hindurch, der arme Polydor.“ Dann nahm sie ein großes Shawl und ging in den Garten hinab. Es war nicht kalt. Dünner Schnee lag leicht auf die hartgefrorne Erde

gestreut. Die Sonnenstrahlen fielen schräg durch die kahlen Aeste. Die Natur hat in diesem Zustand etwas unsäglich Karges, Dürftiges. Ildas Brust war gepreßt. „O Gott, eine kleine Erquickung!" seufzte sie — „die Welt ist so öde!" — Sie bog in eine andere Alle ein, und Otto kam ihr entgegen; er pflegte zuweilen hier spazieren zu gehen.

„Willkommen tausendmal," rief sie, „das ist mir eine angenehme Ueberraschung! Erzählen Sie mir etwas, ich bin verstimmt."

„Ich bin es auch! einer meiner Freunde ruinirt sich durch eine wahnsinnige Leidenschaft und niemand kann ihn retten! er geht in seiner Raserei unter."

„Sie sprechen sehr hart von Ihrem Freunde und von der Liebe!"

„Weil der Mann nicht ausschließlich für die Liebe geschaffen ist."

„Weil die Männer so denken, sind auch die Frauen es nicht."

„Eine Frau darf an der Liebe sterben, der Mann nur für sie, wie für all seine Ideen — darin besteht seine Tugend."

„Otto!" sagte sie mit leisem Jubel im Ton.

„Nicht?" fragte er überrascht.

„O wol! wol! ich freue mich aber so sehr über Sie."

„Unsere Ideen sind unsere Hausgötter," fuhr er fort; „die müssen wir mitnehmen bei jedem Auszug

aus Egypten, bei jeder Einwanderung in eine neue Welt, bei jedem Sprung über den Rubikon, ja, auch bei jedem vierzig Jahre langen Zug durch die Wüste. Die müssen wir tragen als unsere kostbarsten Schätze. Sie sind schwer zu tragen! sie drücken wund, gar todt; die Arme sinken oftmals herab, die Füße versagen den Dienst, der Kopf schwindelt, das Herzblut stockt — menschliche Kraft reicht nicht aus. Nun, so sterbe man für sie, doch nimmermehr ohne sie."

„Sie sind stark, und ich liebe die starken Seelen. Aber dürfen Sie von Andern das verlangen, was Sie fähig sind zu thun?"

„Wer wenig von Andern verlangt, gewöhnt sich an einen so kleinen und dürftigen Maßstab, daß er keinen großen an sich selbst legen kann."

„Aber die Gaben und Kräfte sind so verschieden! So wenig man bei physischen Messungen dem Zwerg und dem Riesen gleiches Gewicht auflegt, eben so wenig darf es auch bei moralischen geschehen. Würden Sie von allen Frauen begehren eine Charlotte Corday, von allen Männern ein Brutus oder Timoleon zu sein?"

„Nein, denn ich glaube, daß es in der sittlichen wie in der geistigen Welt Genies giebt, deren Sphäre nicht zu berechnen, noch zu beschränken und zu regeln ist, und daß deren höheren Inspirationen unsere Einsichten höchstens folgen können, ohne daß wir im entscheidenden Moment so Herr unsers innersten Wesens

wären, um zu sagen: ich werde ein Gleiches thun. — Aber fern von mir solche Brutusthaten von irgend jemand zu begehren!"

„Doch, doch! Sie wollen von Ihrem Freunde das Opfer eines theuern Wesens — und glauben Sie denn, daß Brutus gleichgültig den geliebten Cäsar mordete, und Timoleon kalt den Bruder sterben sah?"

„Ich fordere von meinem Freunde nur das Opfer seiner Wünsche, seiner Hoffnungen, seiner Freuden, kurz — s e i n e s Herzens, nicht eines anderen."

„In der Liebe haben aber zwei Menschen nur ein Herz, und das Elend des einen bedingt nothwendig Elend des andern."

„Dann sehe ich wahrhaftig kein Rettungsmittel," sagte Otto lachend, „als so verständig und glücklich zu lieben, daß solche Unfälle unmöglich gemacht werden."

„Noch sicherer ist's: gar nicht zu lieben; denn die neckenden Schicksalsgötter wissen die Sachen so wunderlich schlau zu drehen, daß das Unheil aufschießt wie Pilze in einer Nacht."

„Ich habe jetzt erzählt; die Reihe ist nun an Ihnen."

„Seltsam, daß unsere Verstimmung den nämlichen Grund hat! und ach, daß wir so viel um Andere leiden müssen, ohne ihnen helfen, ohne sie trösten zu können — denn ihnen bleibt ihr Weh. O, ich würde mich ja gern bescheiden, und keine Ansprüche an ein besonderes Glück machen, wenn ich nur die Welt glück-

lich sehen könnte! Haben Sie wol je daran gedacht, wie selig Gott sein muß?"

„Niemals."

„Ich sehr oft! Sehen Sie, diese Zeit, diesen Raum zu haben, in der und für den er schaffen könne — allen Kreaturen einen Balsamtropfen zu spenden, wenn auch nur Einen, aber doch Allen — jedem Gebilde des Lebens seinen Moment lieblichster Blüthe und Vollendung zu bereiten — unzähliche Hände flehend zu ihm emporgehoben, unzählige Herzen dankbar für ihn schlagend, unzählige Wesen, mit und ohne Bewußtsein, erfüllt von seinem Geist, versenkt in seine Anbetung — das ist Seligkeit."

„Und genießen Sie sie nicht mit Ihrem Herzen, daß das Weltall umfaßt?"

„Nein; mir fehlt diese Welt, für die ich schaffen, der ich etwas sein könnte, und darum bin ich in dem Grund meiner Seele melancholisch, wie alle Wesen die ihre Zeit und ihren Platz verfehlten. Ich spreche nicht von meinem gegenwärtigen Standpunkt in der Gesellschaft, noch von meiner Laufbahn" — sagte sie rasch, als sie sah, daß Otto etwas einwenden wollte — „denn in der Gegenwart gab es keine andere Existenz für mich; das ist meine feste Ueberzeugung. Aber ich hätte in andern Zeiten leben sollen! Zwischen dem auserwählten Volke Jehovas im Zionstempel hätte ich Mirjam oder Debora, die Prophetin, die Psalmensängerin, sein können; zwischen dem Volk der Kunst

und Schönheit eine Diotima, von deren Lippen selbst Socrates liebliche Worte der Weisheit vernahm; — und als christliche Glaubensglut die Herzen entzündete, als das katholische Dogma in alter, unangetasteter Herrlichkeit und Herrschaft waltete — da war noch ein Moment für mich, da hätte ich eine heilige Therese sein können. In solchen Epochen hat eine Persönlichkeit Einfluß. Jetzt" — fügte sie hinzu und ließ mit sanftem traurigen Lächeln die Hände sinken — „jetzt bin ich Staub und nichts."

Sie stand still und sah schweigend zu Boden. Otto stand auch und schwieg auch. Er wußte nichts zu antworten. Er kam sich selbst dumm, einfältig, stupid vor, er hätte sein Blut für ein passendes Wort, für eine richtige Bezeichnung gegeben — umsonst! Aber Ilda vermißte sie nicht. Sie hatte gesprochen, wie es bisweilen geschah, wenn das Herz ihr zu mächtig im Busen schlug, und doch der Genius nicht über ihr schwebte, der ihre Sprache in Gesang verwandelte. Dann wollte sie nichts, keine Erwiderung, keine Beschwichtigung, keine Huldigung, nichts — als eine Seele, vor welcher die ihre frei und unbekümmert um Lob oder Tadel die Kleinodien des Lebens ausbreiten durfte. Sie blickte auf und in sein Auge, das mit tiefem Ernst ihrem Blick begegnete.

„Otto," sprach sie, „ich will Ihnen etwas sagen, nur Ihnen! die Menschen würden Zeter über mich schreien, der eine Blasphemie! und der andere: Narr-

heit! aber es ist doch wahr. Man sagt von Christus und seinem Tode — sehen Sie, wenn ein Mensch dadurch glauben oder lieben lernte, so lasse ich mich gleich an's Kreuz schlagen."

„Ich muß gestehen, daß Sie mir andere Dinge zu erzählen wissen, als ich Ihnen. Nur müssen Sie keine Bemerkungen von mir begehren, als höchstens die Frage: was hat Sie so aufgeregt? was ist Ihnen widerfahren?"

Sie strich hastig mit der Hand über die Stirn und schüttelte den Kopf. „Widerfahren? Nichts! Ich habe nur den Fehler, daß so wie manche Menschen sich selbst nicht genug sind, so bin ich mir selbst — wenigstens momentan — zu viel. Wenn der Sommerhimmel zu sehr von elektrischen Dünsten erfüllt ist, so hilft er sich durch Wetterleuchten. Dann ist er wieder blau und klar, bis neues Gewölk, weiß Gott aus welchen verborgenen Höhlen, an ihm aufzieht. Dies Mirselbstzuvielsein hat mich zur Dichterin gemacht, denn wenn ich dichte, mit Feder oder Bleistift, so bin ich mir selbst gerade genug, und das ist ein angenehmer Zustand von dem man, wie vom Opiumessen, nicht lassen kann. Was für Welten gehen da auf und unter — was für Gestalten schweben da vorüber — was für Ahnungen und Hoffnungen werden da zur Wirklichkeit — mit welcher königlichen Freiheit (ich meine königlich, wie es in alten Zeiten Mode war) schaltet man über Leben und Tod...." —

„Wie wird die Eitelkeit befriedigt! mit welcher Leichtigkeit schreibt man Goldminen aus!“

„Nicht in Deutschland — vielleicht in London und Paris. Wenn ich nicht eine unabhängige Existenz hätte, die Herren Brockhaus und Mittler hätten sie mir nicht verschafft. Und die Eitelkeit? ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß mein kleiner Fuß mir unvergleichlich mehr süße Lobsprüche errungen hat, als meine großen Bücher, und daß la femme au beau pied la femme auteur in den Schatten stellt.“

„Und mit dieser Ueberzeugung schreiben Sie? lassen Sie Ihre Bücher drucken?“

„Warum denn nicht? für mich begehre ich ja nichts. Ich bin so glücklich mit dem Genius verkehren zu dürfen, daß ich keinen Lohn dafür verlange, so wie man sich nicht für Liebe belohnen läßt. Aber der feste Glaube, daß es durch die Welt zerstreut Seelen giebt, denen ich Erhebung, Freudigkeit, Richtschnur, Trost bieten — denen ich ein Priester an heiligen Altären, ein Organ für ihre Liebe, ihre Wonne und ihren Schmerz sein könne: dieser Glaube, ohne den der Beruf zum Handwerk ohne Würde wie ohne Kraft herabsinkt, und an dessen Seite ich sicher, wie an der eines Gottes dahingehe, voll Zuversicht auf mein Recht, voll Muth für meine Zukunft, der, mein lieber Otto, macht, daß ich nicht bloß Bücher schreibe, sondern sie auch herausgebe. Ich wollte, ich hätte es hiemit allen Leuten gesagt, denn schon einige haben

mich nach dem Warum? gefragt, und es ist langweilig immer dasselbe zu erwidern."

„Lassen Sie es drucken, dann ist's ein für alle Mal abgethan."

Sie standen am Ende des Parks vor einem Thurm, der als gothischer Wartthurm die Gegend beherrschte, und von seiner Zinne einen schönen Blick auf den breiten Fluß und das ferne Meer gestattete.

„Ich kam von hier," sagte Otto, „als ich das Glück hatte Ihnen zu begegnen. Ich liebe diese freie, weite, unendliche Aussicht."

„Ja, ich auch, aber nur auf drei Minuten. Die Einförmigkeit erdrückt mich. Da ich sehr träge bin, so wird meine Seele zu träumerisch diesem Bilde der Unendlichkeit gegenüber. Sie, mit Ihrer Thätigkeit hingegen, ruhen Sich nur dabei aus. Und dann — an den Anblick des Meers knüpfen sich sehr schmerzliche Erinnerungen — auf ein anderes Mal davon..."

„O warum nicht jetzt, nicht gleich?" bat er dringend.

„Es wird kalt, spät — aber gewiß recht bald, wenn es Sie interessirt, und doch ist es kaum des Interesses werth."

Sie beschleunigte heimwärts ihre Schritte.

Otto fühlte sich nicht glücklich. Ilda fesselte ihn auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise. Seine ganze frühere Existenz hatte plötzlich jeden Reiz verloren, schien ihm dürftig und schaal. Nur wenn er sie sah,

mit ihr sprach, ja, bloß an sie dachte, so stand er da in der alten Energie, und mit dieser vollen Energie hätte er sich ihr zu Füßen werfen und sie anbeten mögen. Allein der Gedanke: „sie liebt mich nicht, ich bin ihr nichts, als eine freundliche Erscheinung, an der sie gern vorübergeht" — trieb ihm alles Blut nach dem Herzen zurück und streifte wie ein eisiger Nordwind über sein Gesicht, daß es zuweilen einen Ausdruck von strenger Entschlossenheit annahm, gerade dann, wenn Ilda ihm am Holdseligsten in voller Unbefangenheit erschien. Die aristokratischen Frauen — (man muß dies Beiwort unerträglich oft brauchen, seitdem vornehm nicht mehr für die höhern Stände gelten soll) — haben eine nur ihnen eigenthümliche Eigenschaft: es ist ihr Aplomb im Sichgehenlassen. Er fehlt bürgerlichen Frauen; sie sind unendlich viel steifer und förmlicher, oder gehen auf der andern Seite leicht in ungeschickte Lustigkeit über. Die Gewohnheit der guten Gesellschaft, mit den runden, abgeglätteten Formen, giebt jenen diesen Aplomb; wohingegen diese oft in Berührungen mit Personen kommen, deren Herkunft, Erziehung oder Stand sie nicht fähig macht, in einen leichten Ton einzugehen; sie würden plump oder zudringlich werden. Jene setzen immer voraus, daß die Personen, welche sich ihnen nähern, von den besten Manieren sind, denn es kommen keine andere in ihre Gesellschaft. Diese müssen es erst abwarten. Es liegt eine außerordentliche Grazie in

dieser sichern Unbefangenheit, in diesem Bewußtsein, daß sie ungefährdet an den Grenzen hinstreifen dürfe, ohne einem brutalen Feinde zu begegnen. Daß sie mitunter oder — häufig, in Dreistigkeit, gar in Impertinenz ausarte, darf nicht verwundern, denn nicht alle aristokratischen Frauen sind edle Naturen.

Ildas Anmuth bestand größtentheils in ihrem Sichgehenlassen. — (Ich würde lieber laisser aller sagen, aber ich fürchte man wirft mir zu viel Einmischung französischer Worte vor). — Es ward dadurch ihrem Wesen der Stempel der Natürlichkeit und Wahrheit aufgedrückt; und ein solches Wesen, wenn es auch Einzelnen mißfällt, vermag nur allein hinzureißen, zu entzücken und einen unauslöschlichen Eindruck zu machen. Weil sie ihre besondere Eigenthümlichkeit bewahrt haben, sind natürliche Menschen unvergleichlich, und nur die unvergleichlichen sind unvergeßlich. Ilda dachte nicht daran ihr Interesse für Otto zu verbergen. Sie meinte: was schön, liebenswürdig, herrlich, großartig sei, gehöre jedem an, dessen Sinn fähig sei dies wahrzunehmen und sich daran zu erfreuen, und sie habe nie eingesehen, weshalb ein ausgezeichneter Mensch das Unglück haben solle, daß man für ihn eine Ausnahme mache.

„Die Damen haben, wenn auch nicht immer ein großes, doch ein so weites Herz, daß dieser Grundsatz recht für sie erfunden zu sein scheint“ — sagte der alte Baron einst mit seiner bekannten pfiffigen Mine.

„Versteht sich, lieber Baron!“ erwiderte Ilda; ich folge dem Beispiel der Männer, die seit sechstausend Jahren lauter Prinzipien zum Vortheil ihres Geschlechts erfunden haben. Warum soll ich nicht für mein Geschlecht sorgen! wenn man sich emanzipiren will, muß man vor allen Dingen esprit de corps haben, fest an einander halten, und da die Männer ihre Hand wider uns aufheben, die unsere drohend wider sie ausstrecken. Wessen Waffen die stärkeren sind, muß die Zeit lehren, nicht der Augenschein — denn der ist mit Ihnen im Bunde.“

Sie nahm des Barons fette, breite, starkgliederige Hand, legte sie auf den Tisch, und ihre schmale, mit schlanken Fingern und rosenrothen Nägeln daneben. Der Baron küßte ihre Hand und sprach:

„Ach, theure Gräfin, die Frauen sind solche Engel, warum wollen sie durchaus Männer sein?“

„Warum will der Schulknabe Throne umstürzen? warum will der Stiefelputzer dem Könige Gesetze vorschreiben? warum will die Jugend nicht jung mehr und das Alter nicht weise sein? warum ist unsere ganze verschrobene Zeit außer Rand und Band? — Wie wär' es möglich, daß ein solches Zerfallen und Verachten des Bestehenden nicht einen heftigen Eindruck auf die Weiberköpfe machte! Wie sollten sie unangetastet von der Verkehrtheit der Zeit bleiben! wie sollten sie nicht unter dem verderblichen Einfluß des Tagesgötzen, der erbärmlichsten Eitelkeit, leiden! In

den

den Zeiten, wo die Männer klein sind, sind die Weiber verdorben, und wer verdorben, ist sich selbst in der tiefsten Seele ein Greuel und mögte gern ein neues Dasein anfangen."

„Still! wenn das die Frauen hörten! — Welche Felonie! Sie stellen Sich nur in ihre Reihen um sie zu verrathen, und vergessen ganz, daß Sie Selbst zu ihnen gehören, daß Sie wider sich selbst reden?"

„Da ich gegen mein eigenes Interesse rede, so wird man einsehen, daß es Wahrheit ist."

„Und was wird es nützen?"

„Nichts — als daß ich meine Meinung gesagt habe, um welche Sie mich befragten."

„Wir scherzten aber, hielten ein kleines unschädliches Turnier mit stumpfen Lanzen nnd Schwertern und plötzlich machen Sie einen Ausfall mit scharfen Waffen! das hat mich erschreckt. Gönnen Sie doch den Frauen ihre kleine charmante Eitelkeit, die sie so liebenswürdig macht."

Ilda lachte. „Bravo, lieber Baron," rief sie, Sie sind ein aufrichtiger Mann! Sie gestehen ehrlich ein, welche Freude es Ihnen macht, daß all die kleinen Künste der Eitelkeit für Sie in Bewegung gesetzt werden."

„Nun ich mögte den Mann kennen, der sich nicht dadurch geschmeichelt fühlt."

Otto war eben in den Salon getreten; Ilda

nickte ihm ihren freundlichen Gruß zu. Er antwortete dem Baron.

„Es wird wol jeder Mann sich geschmeichelt fühlen, so lange sein Herz nicht von einer großen Leidenschaft erfüllt ist."

Der Baron sagte hartnäckig: „Selbst dann."

Ilda klatschte vergnügt in die Hände, und rief: „Immer besser! jetzt kann ich Ihnen den Vorwurf der Felonie zurückgeben."

„Ich dulde ihn gern! ich leide ja, wie ein ächter Ritter, für die holden Frauen, und bleibe dabei, daß sie Recht haben das zu thun, was uns erfreut und sie beglückt."

„Beglückt?" fragte Ilda langsam und ernst — „glauben Sie wirklich, daß die kleinen Triumphe der Eitelkeit beglücken können? es sind ja nur einzelne vorüberfließende Wassertropfen, und die Eitelkeit leidet tantalische Durstesqualen.

„Nein, liebste Gräfin," sagte der Baron beruhigend — „so arg ist es nicht! Sie haben immer einen wunderlich kolossalen Maßstab in Ihren lieben, feinen Händchen. Einzelne seltene Wesen, von gewaltigen Leidenschaften, wissen überhaupt nur etwas von tantalischen Qualen; aber die Masse n'est pas de l'étoffe dont on fait les grandes passions. Sie begnügt sich damit, um äußerer vergänglicher Vorzüge und Eigenschaften willen gefeiert und bewundert zu werden, und weil sie sich begnügt, ist sie beglückt."

„Ich glaube aber nicht, daß etwas an sich Hohles und Leeres beglücken könne," erwiderte Ilda. „Wenn Sie mir sagen: das indianische Weib ist glücklich im Wigwam ihres barbarischen Gatten — so begreif' ich das, denn sie steht innerhalb der Grenzen ihrer Bestimmung, und das genügt ihr. Aber mit der ganzen Welt schön thun und kokettiren, und sich in Liebenswürdigkeit abmühen, damit ein Dutzend Fats sage: Deliziöse Frau! Charmante Person! das befriedigt nicht — und darum eben sind die Frauen unserer Zeit so unglücklich daran, wie vielleicht noch nie, weil das allgemeine Streben nach Glänzen in der Gesellschaft hingerichtet ist — und das ist nicht ihre Bestimmung."

„Wollen Sie sie denn einsperren in das Gynäceum der Alten, oder in den Harem der Orientalen, oder in die Burg des deutschen Ritters?"

„Eben so gern, als sie in unsere Salons hinausstoßen!"

„Sollen sie Sclavinnen sein oder Mägde?"

„Glauben Sie wirklich, daß Porcia, Arria, Cornelia, Sclavinnen ihrer Gatten waren? und nennen Sie die deutsche Rittersfrau Magd, weil sie dem Willen ihres Herrn und Gemals gehorchte? Lieber Baron, glauben Sie mir, es ist für keine Frau ein Unglück, wie Porcia Sclavin des Brutus, oder die Hausfrau eines Götz von Berlichingen zu sein."

„Barmherzigkeit, theuerste Gräfin! führen Sie

doch nicht diese barbarischen Gestalten in unsere civilisirte Welt . . ."

„Wo die Männer vor dem Bilde eines Mannes erschrecken!"

„Ja, ich bekenne mich der tiefsten Aversion gegen Faustrecht und Raubritter schuldig" — sagte der Baron, schüttelte sich mit komischem Graus, und verließ seinen Platz.

Otto hatte schweigend zugehört, ja, im Grunde nicht auf das Gespräch, sondern auf Ilda's Ton und Stimme gehört. Nun fragte er:

„Was wollten Sie denn eigentlich dem Baron beweisen?"

„Daß es wenig glückliche Frauen gebe."

„Frauen? sagen Sie Menschen. Ich kenne z. B. eine sehr glückliche Frau."

„Eine! was will das sagen! und ist sie nicht vielleicht auch in der Manier des guten Barons glücklich?"

„Ganz und gar nicht; denn Sie sind diese Frau."

„Ich?" rief Ilda überrascht und legte die Hand auf die Brust.

„Ja; denn Sie sind sicher und klar, wie ein Stern in seiner Sphäre."

„So lange nichts Verwirrendes und Dunkles kommt — allerdings."

„Und was könnte Sie verwirren und verdüstern."

„Schmerzen, Schwäche, Leidenschaft — Alles

was Andre elend macht. Bin ich nicht Mensch wie Sie? Halten Sie den Genius für ein Antidot gegen alle Uebel?

„Ach!“ rief er, wenn ich Sie sehe, so mein' ich Sie müßten unsäglich glücklich sein. Ich begreife nicht, daß ein solches Wesen die Qualen und Sorgen der Erde tragen könnte. Sagen Sie mir, daß Sie glücklich sind!“

„Ich bin sehr glücklich jetzt“ — sprach Ilda mit einem Lächeln, das in seinem Herzen verborgene Quellen der Seligkeit aufgehen ließ.

„Und wenn waren Sie es nicht?“ fragte er weiter. Er hatte den Arm auf den Tisch gestützt, und hielt die Hand vor die Stirn über die Augen, theils um ungeblendet von den Lampen Ilda anzusehen, theils um sein Gesicht vor fremden neugierigen Blikken zu schützen. Seine überschatteten Augen strahlten wie überhüllte Sterne Ilda an. Sie sagte lebhaft:

„Ich wollte, ich könnte Sie so malen, aber ich verstehe mich zu wenig auf das Porträtiren!“ — Dann fuhr sie langsam fort: „ich war nicht glücklich, als mein Wesen in eine ihm nicht homogene Richtung gerathen, als ich ohne Liebe verheirathet war, als ich mich nicht in meine Pflicht zu finden wußte, als ich einem Mann begegnete, den ich nicht lieben durfte und doch liebte, als ich diesen Mann fortschickte, in den Tod schickte . . .“ —

„Sie? Lord Henry?“

„Er ging, weil ich es wollte. Er irrte umher und starb — zufällig, ganz zufällig, nicht am Gram, nicht an verzehrender Krankheit, nicht durch die eigene Hand, er starb mit hundert Andern im Schiffbruch — dennoch ist der Gedanke furchtbar, daß ihn die Liebe zu mir in den Tod gejagt. Aber ich konnte nicht anders; ich mußte mich retten aus dem innern Zwiespalt. In dem Moment, als ein Geständniß seiner Lippe entfloh, mußte er mich verlassen, wenn ich nicht untergehen sollte. Er sah das ein und ging. Nach Jahresfrist ward mir die Nachricht seines Todes durch seine Mutter, der er bei seiner Abreise von Irland einen versiegelten Brief gegeben, welchen sie nur im Fall seines Todes eröffnen durfte. Dieser Brief enthielt nichts als die Bitte, mir mitzutheilen, daß er nicht mehr unter den Lebenden sei. Da ging ich nach Irland, seiner geliebten Heimath. Da beschloß ich diesem edlen Menschen vor der Welt ein Monument zu errichten, wie ich es in meinem Herzen gethan. Da gab er meinem Genius die Richtung, und da hörte ich auf unglücklich zu sein.“

„Und seitdem?“

„Geht es mir gut auf der Welt, denn es ist kein neuer Zwiespalt über mich gekommen, und das ist viel, wol gar Alles, für Menschen wie ich, die immer Unendliches begehren, immer nach der Ewigkeit die Hand ausstrecken, stets heiß verlangend und vielleicht nie zu befriedigen sind . . .“ —

„Denn der Mensch hat nur die Wahl zwischen beschränkter Zufriedenheit und rastloser Hoheit.“

„Nein, Otto, die Wahl hat er nicht! das Bedürfniß sein innerstes Wesen zu entfalten ist weit mächtiger für Manchen, als das Bedürfniß stiller Zufriedenheit, worin seine Kräfte stagniren. Ich glaube nicht, daß Napoleon seinem gegenwärtigen Schicksal ein anderes vorgezogen hätte, in welchem er es etwa zum Kavallerie-Oberst gebracht, zum glücklichen Gatten und Hausvater, zum hohen Alter, und zum sanften Tode allgemein geachtet und geliebt.“

„Ich glaub' es auch nicht; allein er würde vielleicht sehr unrecht gewählt haben.“

„Nein, wer in sich fühlt, daß er die Meere durchschiffen müsse, der springt in den kleinen, lecken Kahn, und erreicht mit ihm eine neue Welt oder geht unter. Aber er wäre eben so wol untergegangen, nur trostloser, in der dumpfen Fischerhütte am Ufer.“

„Und wer macht denn für uns die Wahl, und leitet uns so unwiderstehlich auf ihr dahin? meistens — die Leidenschaft, häufig — der Egoismus.“

„Das ist nicht Ihr Ernst! Es geschieht in einzelnen Momenten, aber den Gang unsers Lebens, wie er in gewissen, seligen Augenblicken innerer Klarheit und Bestimmtheit vor uns liegt, so deutlich, daß wir ihn erkennen müssen, ihn nicht verfehlen können — der ward von einem andern Geist, als der unsers Egoismus ist, uns vorgezeichnet. Nennen Sie ihn

die Hand aus den Wolken, die Vorsehung, die Schikkung, das Verhängniß — ich nenne ihn Gott."

Plötzlich trat Herr von Werffen an den Tisch und bat die Gräfin um ein halbes Dutzend Shawls und Schleier; mehre junge Personen wollten Tableaux darstellen.

„Charmant!" sagte sie, „ich helfe arrangiren, und bringe hier einen unbezahlbaren Rembrandt mit. Kommen Sie, Otto."

Werffen ärgerte sich, daß er mit seinen Talenten, seinem Namen und Vermögen, seiner schönen Gestalt, gar keinen Eindruck auf Ilda machte. Sie bewunderte seine Zeichnungen, sie sagte ihm viel Schönes über seinen Gesang — aber es belebte sich weder ihre Unterhaltung, noch ihr Gesicht ihm gegenüber, er blieb ihr vollkommen gleichgültig und durfte gehen oder kommen, ohne daß sie hinsah. Sie hingegen interessirte ihn außerordentlich, und selbst ihre freundliche Kälte, obgleich sie seine Eitelkeit verletzte, spornte ihn zum Versuch an, ob sie auf keine Weise zu besiegen sei. Einst fragte er den Baron, ob Ilda wol je sich wieder verheirathen werde. Achselzuckend antwortete der:

„Versuchen Sie Ihr Glück, mein Bester."

„Nur wenn ich hoffen kann es zu erreichen" — sagte Werffen piquirt.

„Nun, nun! ich kann Ihnen ja keine Hoffnungen geben."

„Warum nicht? Sie kennen die Gräfin so lange, so genau.“

„Lange? ja. Aber genau — dessen schmeichle ich mir nicht. Welche Frau kann man denn gründlich kennen! die klügsten machen dumme Streiche, die tugendhaftesten erlauben sich kleine écarts gerade in den Augenblicken, wo man für ihren Verstand und ihre Tugend die Feuer= und Wasserprobe machen würde. Darum sage ich nie, daß ich den Character einer Frau approfondirt habe.“

„Sie sind diplomatisch, mein lieber Baron, und weil Sie es sind, könnten Sie wol einmal bei schicklicher Gelegenheit zu ergrüuden suchen, wie die Gräfin Schönholm darüber gesinnt ist.“

„Das kann ich Ihnen sagen: sie glaubt nicht an Glück in der Ehe.“

„Im Allgemeinen wol! — aber für einen speziellen Fall . . .“ —

„Kann man allerdings Ausnahmen machen! das wollte ich ja vorhin andeuten.“

„Sie ist nicht mehr in dem Alter, wo man ein chimärisches Glück vom Leben verlangt, sie kennt die Ansprüche der Welt, sie wird allmälig das Bedürfniß fühlen, einen Kreis um sich zu bilden, den der Hauch des Zufalls nicht zerstören kann — den Familienkreis . . .“ —

„Hat sie je etwas der Art gegen Sie geäußert?“

„Behüte! niemals! — aber sie muß über kurz

oder lang zu dieser Ansicht kommen, denn sie liegt in dem Gang unserer Entwickelung."

„Nun das wollen wir bald erfahren" — und der Baron rieb sich vergnügt die Hände, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas vor hatte, was ihn amüsirte, und er unterhielt sich immer, sobald er mit Ilda in irgend eine Berührung kam. Er ging zu ihr und fand sie vergraben in Papieren, gelangweilt, ermattet und ziemlich verdrießlich. Sie rief ihm entgegen:

„Diese Geschäfte bringen mich um! Den ganzen Morgen hab' ich damit hingebracht Papiere durchzusehen, die ich unterschreiben soll. Der Kopf ist mir ganz wüst! diese Geschäftsmänner haben einen Styl..."

„Der freilich nicht sehr poetisch ist!"

„Ach, wer begehrt das! aber klar, verständlich, bündig sollte er sein, damit man wissen könne, woran man sei. Aber das verklausulirt sich, wie hinter Barricaden! aber das macht Perioden von einer unabsehbaren Länge, daß man beim Ende den Anfang vergessen hat! Wenn ich bei einem Punkt anlange, ist meine Besinnung außer Athem und ich schnappe nach Luft, wie der Fisch auf dem Trocknen."

„Solche Geschäfte sind nicht für Damen, am wenigsten für Sie."

„Das weiß der Himmel!"

„Sie sollten auf ein Mittel denken, Sich davon zu befreien."

„Das habe ich wirklich schon gethan."

„Wirklich? ei sieh!" rief der Baron überrascht, der nur ein Mittel im Kopf hatte.

„Ja, es ist — rund heraus! auf Sie dabei abgesehen!"

„Auf mich? guter Gott!" rief er voll Schreck.

„Indem ich Sie zu meinem bevollmächtigten Minister ernenne und Ihnen carte blanche für alle Unterschriften gebe."

„Ah so! aber ich weiß noch ein besseres Mittel. Ich bin zwar Ihr treuergebener Freund — aber nicht so nahestehend — wie ein Gemahl. Heirathen Sie?"

„Wen denn? Sie haben gewiß jemand im Sinn."

„Da Sie fragen, gesteh ich's ein. Aber rathen Sie doch wen!"

„Es ist zu schwer Ihre Gedanken zu rathen; also?"

„Eine in jeder Hinsicht excellente Partie: Werffen."

Ilda fuhr zusammen: „Werffen? welch ein Einfall! er denkt so wenig wie ich daran — hoffe ich; oder — haben Sie einen Auftrag?" — Sie fixirte den Baron.

„Keineswegs!" erwiderte er gelassen; ich würde nur diese Partie für beide Theile höchst vortheilhaft finden."

„Ich verheirathe mich nicht um des Vortheils willen, sondern — gar nicht. Und vollends Werffen!"

„Nun, Werffen? sehr reich, sehr talentvoll, sehr hübsch ..." —

„Freilich! eine Masse guter Eigenschaften! aber was will das sagen! Nicht diese oder jene Eigenschaft fesselt uns, sondern die ganze Persönlichkeit."

„Aber er gefällt aller Welt."

„Eben darum nicht mir."

„Das nennen ich Caprice, Eigensinn, Ungerechtigkeit."

„Wie Sie wollen! aber ich liebe ihn nicht; und da ich einmal ohne Liebe verheirathet und sehr elend gewesen bin, so werde ich nicht zum zweitenmal diese Thorheit begehen."

„Es würde jetzt vielleicht keine Thorheit sein, denn Sie sind älter geworden, ernster, fester."

„Wol bin ich älter geworden," sagte Ilda, und Thränen traten in ihr Auge — „wol weiß ich, daß ich, ohne Jugend und Schönheit, keine Ansprüche habe, um geliebt zu werden; also wird es mir doppelt schwer einzusehen, weshalb ich mich verheirathen soll."

Der Baron dachte im Stillen: es ist doch seltsam, wie die Frauen empfindlich im Punkt des Alters sind. Laut sprach er:

„Man heirathet um einen festen Stand in der Gesellschaft zu haben."

„Wie könnte der der reichen Gräfin Schönholm fehlen."

„Um einen großen Namen glänzend zu tragen."

„Der Name: Ilda Schönholm, hat einen guten Klang."

„Um im Schutz und Schirm eines treuen Freundes zu sein."

„Nach außen hin bedarf ich keines Schutzes, und vor mir selbst kann mich niemand schützen, als ich selbst."

„Um die Freuden der Häuslichkeit zu genießen."

„Sie sprechen ja wie die Leute in Ifflandschen Schauspielen" — sagte Ilda allmälig belustigt durch den Ernst des Barons — „die langweilen mich außerordentlich."

„Um allerliebste Kinder zu haben" — fuhr er unermüdlich fort, entschlossen ihr alle Vortheile auseinander zu setzen.

Ildas Lächeln verschwand, um ihren Mund zuckte etwas wie Schmerz oder Verachtung; dann sah sie den Baron fest an und fragte: „Verstehen Sie das, Baron, wenn ich sage: man kann es ertragen ohne Liebe Gattin zu sein; aber Mutter — nimmermehr!"

Der Baron sagte verblüfft: „Weßhalb sollte ich das nicht verstehn?"

„Weil die Männer, überhaupt die Menschen, in diesem Punkt etwas schwer von Begriffen sind, und meinen, Kinder zu haben, sei das Höchste, was eine Frau erwünschen könne. Wenn Sie mich aber verstanden haben, so ist unser Gespräch zu Ende."

Der Baron ließ seine ernsthafte Miene fallen, lehnte sich auf dem Sopha zurück, und sagte erschöpft:

„Gottlob! ich war mit meinen Gründen zu Ende — so trifft sich das ja recht gut. Ihren Trotzkopf beugt doch niemand."

„Ich bin nicht trotzig, nur fest."

„So sagen alle eigensinnige Leute."

„Die Liebe würde meinen Trotzkopf, wie Sie ihn nennen, doch, und sogar in's Ehejoch beugen können."

„Was will das sagen, da Sie Sich sorgfältig vor der Liebe in Acht nehmen, und die angenehmsten Menschen langweilig finden."

„Aber man liebt ja nur wen man kann."

„Gräfin! Grafin! nun haben Sie Sich verrathen! nun weiß ich . . ." —

„Nichts! Sie müßten denn mehr wissen wie ich."

„Das wäre wol möglich."

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß Sie nichts wissen."

„So werde ich versuchen Ihren Worten zu glauben."

„Das ist mein Freund!" sprach Ilda und klopfte den Baron auf die Schulter. Er aber dachte im Stillen: ich werde wahrhaftig schweigen und gegen jedermann, denn dabei kann ja doch nur Unheil herauskommen, und das erfahren Alle früh genug. Zu Herr von Werffen sagte er später lakonisch:

„Die Gräfin Schönholm ist bis jetzt noch nicht

zu der Ansicht gekommen, die in dem Gang unserer Entwickelung liegt."

„Nun, so wird sie dahin kommen" — sprach Werffen ruhig; „mit solchen Wesen muß man Geduld haben."

Aber Ilda hatte nach zehn Minuten ihn und den Baron vergessen und ihre Gedanken zu Otto gekehrt. Er war das Licht ihrer Augen, er machte ihr das Leben leicht und die Welt hell. Ob er sie liebe — daran dachte sie nicht, denn wenn sie es that, so zweifelte sie, weil er immer auf der Hut, nie so offen, so hingebend, so vertrauungsvoll war, wie sie. Aber sie war glücklich bloß durch sein Dasein, und lebte wie ein Kind in der Gegenwart. Sie hegte nicht mehr ihre frühere ängstliche Sorge um Polydor und Ondine. Was kann ihnen Böses widerfahren? dachte sie; — sie lieben ja! dafür kann man wol etwas leiden. — Wenn sie ihres eigenen Schicksals gedachte, so fragte sie sich nie: Wie soll es werden? — sondern sprach ruhig: es ist gut so. Einmal sagte sie zu Otto:

„Sie denken doch wol nicht daran im Frühling von hier zu gehen?"

„Ich hänge nicht von mir selbst ab und muß fremden Bestimmungen folgen; indessen ist meine Arbeit hier noch unvollendet, und so lange bleibe ich wahrscheinlich. — Jedoch Sie, Gräfin, werden gehen, reisen . . ."

„Und wiederkehren! das ist der Unterschied zwischen uns. Denn wenn Sie einmal fort sind, kehren Sie nicht wieder. Ich möchte einen Zauberspruch wissen, um Sie hier zu binden.“

„Sehr gnädig — aber ganz unmöglich!“

„Unmöglich? weßhalb?“ fragte Ilda erblassend.

„Weil meine Stellung und Verhältnisse anderer Art sind.“

„O die verhaßten störenden Verhältnisse!“ rief sie in heftiger Ungeduld.

„Und was liegt Ihnen daran, ob ein Mensch mehr oder weniger Ihren Salon besucht?“ fragte er kalt; aber ein Ausdruck von tiefer Trauer glitt über sein schönes edles Gesicht.

„Alles — o Alles!“ rief Ilda und legte zuversichtlich die Hand auf's Herz. Dann verließ sie ihn schnell. Wenn sie mich liebte! jubelte heimlich seine ganze Seele. — Und wenn? — setzte eine warnende Stimme besonnen hinzu.

Achtes

Achtes Kapitel.

Polydor lebte in der Bezauberung fort, die die Gräfin Regine über ihn verhängte, froh, selig, hoffnungsreich. Es ist doch etwas Wunderliches um die Liebe! Otto, der beobachtende Mann, voll Menschenkenntniß, voll Selbstvertrauen, immer der offenen, edlen Ilda gegenüber, die nie daran dachte ihr reines stolzes Herz zu verhüllen, aus deren ganzem Wesen unwillkürlich die Liebe wie der Duft aus der Rose brach, Otto wagte nicht Zuversicht zu Ildas Liebe zu haben, weil ihm dies Glück unermeßlich schien. Und Polydor, eben so durchdrungen von dem Himmel seines Glückes, den schöne falsche Augen ihm mit trügerischen Farben vorspiegelten, zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß Regine seine Gefühle theile. Sie widersteht dem nicht, was ich im Herzen habe, rief er sich oftmals in leidenschaftlicher Aufregung zu — sie liebt mich, und darum wird sie mir angehören, wie ich ihr. — Aber an diese Reziprozität dachte Regine nicht. Die sich selbst aufopfernde Zärtlichkeit einer Frau macht aus dem Liebenden einen Gleichgültigen; — an dieser Maxime hielt sie fest; denn daß Polydor

je gleichgültig für sie sein könne, der anbetende Polydor, der ihren Schritten wie den Spuren einer Gottheit folgte — das junge, neue, heiße Herz, das sich mit jedem Gefühl, jedem Wunsch, jeder Hoffnung an sie wandte — die Vorstellung war ihr unerträglich. Daß seine Existenz, schwebend zwischen der ewig unbefriedigten und ewig neu erregten Sehnsucht, darüber in Trümmer gehen könne, glaubte sie nicht, weil sie es nicht glauben wollte. Mit dem süßesten Lächeln schnitt sie ihm Wunden in sein hochklopfendes Herz, und nähte sie dann sauber mit rosenfarbener Seide zu. Das konnte ihm doch unmöglich weh thun! — Er ließ sich Alles gefallen, ertrug jede Tyrannei, jede Laune, jede Härte, wodurch sie vorgab seine Liebe prüfen zu wollen, kehrte mit immer gleicher Demuth und gleicher Wonne auf ihren ersten Wink zurück, breitete immer auf ihr Begehren die Schätze seiner Liebe, gleichsam in baarem Golde, so fest, so lauter vor ihr aus, und sie nahm es hin wie schuldigen Tribut, ohne Dank, ungerührt. War es denn nicht Glücks genug für ihn, daß sie sich lieben ließ? Zuweilen war er muthlos, dann schrieb er an Ilda:

„Ich will zu Ihnen kommen; hier gehe ich unter „wie die Verdammten, in Höllenqualen von Glut „und Eis. Die Frauen lieben anders als wir, sie „haben auch vielleicht ganz Recht, ich sehe es we„nigstens zuweilen sehr deutlich ein — aber daß „sie Recht haben, macht mich elend. Regine liebt

„mich, gewiß! nie hat sie's mir gesagt, aber dazu „braucht's keiner Worte, ich weiß es doch. Allein „wie kühl liebt sie mich, wie matt, ohne Vertrauen, „Feuer und Hingebung. Ist denn das Liebe? Ach, „wenn ich in ihr himmlisches Antlitz sehe — so „ruft meine ganze Seele: es ist Liebe! — doch „entfernt von ihr klagt mein Herz: sie wird dich „nie und nie ganz verstehen. Dann bin ich sehr „unglücklich. O sagen Sie mir, ob Sie auch den „Menschen unglücklich machen, den Sie lieben? — „Tausendmal hab' ich es schon beklagt Sie verlassen „zu haben mit kindischem Vorwitz. Aber aus der „Hütte unserer Kindheit, aus dem Tempel unserer „Jugend müssen wir ja Alle heraus — und wenn „wir nur in Kämpfe und Schlachten geschleudert „würden, so wär' es schon zu ertragen — aber in „die Hölle! ... Ja in die Hölle! denn da die „Sehnsucht ewig der Seligkeit gewärtig ist, so ist „ihre Nichtbefriedigung — Hölle. Verstehen Sie „das, Himmlische? Ach, wenn nicht Sie — wer „sonst auf der Welt! Ich habe früher wol gemeint, „daß die Liebe in ihrer Kühnheit, mit ihrer Un„endlichkeit, allein das Verständniß der Dinge in „und außer uns erschließe, aber seit ich selbst liebe, „meine ich es nicht mehr. Den Mann verwirrt „sie und die Frau verdirbt sie, macht sie schlau, ver„steckt, berechnend, listig, eitel — bei Gott, so ist's! „Haben will eine Jede — Namen, Rang, Tri-

„umphe, Herzen, kurz die ganze olla potrida von „niedriger Eigensucht. Geben will Keine! — denn „was ist das: ein Paar Gedanken oder ein Paar „Stunden, ein süßes Lächeln oder ein süßes Wort „dem Geliebten geben? — das tiefste Wesen, das „eigenste Leben geben sie ihm nicht, und ich glaube „gar sie nennen das: Tugend. Dadurch könnte „man dahin kommen das Laster anzubeten! — O, „warum habe ich Sie verlassen! Wären wir doch „geblieben am Comer-See, nirgends konnte es ja „schöner sein. Wenn wir in den stillen Mondnäch„ten auf den kühlen Wellen fuhren, was war da „für ein Friede in mir und um mich. Die Wellen „rauschten so träumerisch, als ob sie sich Liebesworte „zulispelten; die Ruder plätscherten drein, wie Nek„kereien, die der Liebenden Geflüster stören; der „Nachtwind hatte immer mit den Bäumen am Ufer „zu kosen, und oft schüttelten die hastig ihr Laub, „wie weiche Locken, wenn er ihnen gar zudringlich „ward und wollüstiges Grauen sie überrieselte. Der „Mond zerschmolz zu goldenen, zitternden Gluten „in der bewegten, dunklen Flut, wie die Liebe in „der Sehnsucht zerschmilzt und das ganze Herz ver„klärend überströmt. Aber die hohen, stillen Sterne „glänzten wie unantastbare Götter, und kümmerten „sich nicht um das Rauschen, Flüstern, Beben und „Zerschmelzen in der Tiefe. Nur zuweilen fiel ei„ner aus seinem Himmel. Wissen Sie noch? ich

„hatte immer großes Mitleid für die armen, heili-
„gen, aus ihrem Himmel gefallenen Sterne. Aber
„Sie sagten, der Stern verlasse seine Sphäre viel-
„leicht nur, um zu einem fernen geliebten Stern
„hin zu fliegen, um in ihm und für ihn unterzu-
„gehen — und wenn Sie so sprachen, wie waren
„Sie schön! wie oft drückte ich dann inbrünstig den
„Saum ihres Shawls an meine Lippen, und wie
„vor einem Gnadenbilde tauchte ich mich in seliges
„Vergessen alles Irdischen. Aber weil Sie so
„sprachen und dabei lächelten wie die Heiligen, die
„in Qualen sterben: so weiß ich, daß Sie mich ver-
„stehen und meine Liebe. Darum werf ich mich
„jetzt wieder vor Ihnen nieder, Madonna, gnaden-
„reiche, mit meinem wilden, zerrissenen, gefolterten
„Herzen, und jammere wie ein Kind oder wie ein
„Narr, daß ich den Saum Ihres Schleiers ver-
„lassen habe, unter dem ich so ruhig gebettet lag.
„Ach in den letzten Zeiten war ich glücklich, darum
„schrieb ich Ihnen nicht. Es war solch ein heißes,
„berauschendes Glück, solch ein Tropenklima mit
„Palmen und brennenden Blumen und leuchtenden
„Vögeln, so fremd Alles, so zauberhaft, — daß ich
„mich auf nichts besinnen konnte, und auf und über
„der Erde nichts wußte, als mein Glück. Aber ich
„bin nur durch eine Oase gewandelt um in eine
„Wüste zu gerathen, wo die Sonne mich verbrennt,
„die mir früher durch grüne Palmenzweige gelächelt

„hat. Könnten Sie doch Ihre Hand, schmal und „zart wie ein Lilienblatt, auf meine Stirn legen — „es würde mein Fieber kühlen. Darum schreibe „ich Ihnen ja. Sie werden und müssen einen Bal- „sam für Ihren Polydor ersinnen.“

Ilda antwortete ihm sogleich; aber das Grauenhafte der Entfernung ist, daß ein Brief fast nie in dem Moment eintrifft, wo er von guter Wirkung sein könnte, sondern erst dann, wenn die Stimmung längst vergangen ist, für die er berechnet war. Daher macht er den Eindruck, den ein Beschwörer macht, welcher am hellen, lustigen Tag Gespenster zitirt, nämlich — gar keinen. Polydor konnte sich kaum besinnen, weßhalb Ilda ihm schrieb:

„Zu mir, mein armer Polydor, immer zu mir, „wenn's Ihnen übel auf der Welt geht. Es rührt „mich so, daß Sie Ihr wundes Herz an das meine „schmiegen, wie an Schwanenfedern, und daß ich „doch gar nichts für Sie thun kann! — Ach, „Menschen, die viel gelitten haben wissen, daß kein „anderer Mensch ihre Schmerzen von ihnen neh- „men kann, und das macht sie verschlossen; sie bie- „gen ihre Seele um den Schmerz zusammen, fest „und still; aber die Anstrengung macht, daß sie die „Zähne übereinander drücken müssen, und dann kann „man nicht sprechen. Sie sind so jung, daß Sie „noch Alles hoffen, auch Trost von der Freundin „hoffen, und sie kann Ihnen doch keinen geben! —

„Ich kann nicht einmal sagen: Sie haben Recht „so zu klagen; — weil ich nicht weiß, wie Regine „mit Ihnen verfährt, denn es ist eben sowol mög„lich, daß sie Ihnen lügt, als daß sie bang und „zitternd, von Ihrer Leidenschaftlichkeit erschreckt, „Sie liebt. Es wäre unnütz in Ihrem gegenwär„tigen, aufgeregten Zustand mit Ihnen diskutiren „zu wollen, ob die Liebe des Mannes oder die des „Weibes edlerer Art sei, nur fragen will ich Sie: „wo ist der Mann, der fähig ist ein Opfer wie „Sie es begehren, wie es Ihnen natürlich scheint, „in seinem ganzen Umfang zu begreifen, und — „zu ehren? Wo ist der Mann, der nicht unwill„kürlich bebt vor der rücksichtlosen Hingebung einer „fremden Existenz an ihn? Wenn Sie ihn mir zei„gen, so werd' ich wahrlich nicht läugnen wollen, „daß jegliches Opfer ihm gebührt. Jetzt werden „Sie kühn, die Hand auf die Brust gelegt, ver„sichern: ich bin der Mann! Armes Kind! erst neh„men Sie das Opfer und dann antworten Sie „mir. Wo die höchste Zurückhaltung, ist in den „Augen der Männer die höchste sittliche Grazie, „und wol wissen die Frauen diese Meinung schlau „zu ihrem Vortheil zu benutzen, und thun ganz „Recht daran; denn ein geistreicher Schriftsteller *) „sagt zwar: La femme qui vient à vous est une

*) Capefigue: Iacques II. à St. Germain.

„courtisane, ou quelque chose qui n'est pas „vulgaire — allein unter Millionen Männern ist „nicht Einer edel genug das Letztere vorauszusetzen. „Glauben Sie mir, Sie haben kein Recht zu kla- „gen, aber ich hatte es, als ich Sie beschwor: keine „Gräfin Regine! — Möge sie Ihre Liebe erwi- „dern oder nicht — sie wirkt verderblich auf Sie, „denn sie bringt Sie aus Ihrem äußern und in- „nern Gleichgewicht. Sie verzehren Sich in Zwei- „fel, Unruh, Sehnsucht, Furcht, und Ihr Genius „flieht erschrocken den Tummelplatz so unbehaglicher, „zersplitternder Empfindungen. Können Sie Sich „nicht losreißen? ach, die erste Leidenschaft eines „Jünglings wie Sie täuscht ihn so oft, ist so oft „mehr Drang und Durst der Seele nach Liebe, als „wirklich die Liebe selbst. Versuchen Sie eine Tren- „nung, ob die Sie nicht heilt. Lassen Sie lieber „eine Saite in Ihrem Herzen springen, als das „ganze Herz für immer in schneidenden Dissonanzen „ertönen. Und darum ruf' ich: zu mir, armer Po- „lydor! zu mir."

Wie ich den treuen Schutzengel erschreckt habe — dachte Polydor, nachdem er diesen Brief gelesen — und wie nutzlos, Regine liebt mich ja, worüber hab' ich denn geklagt? — Und er lehnte seine Stirn an die Marmorwange ihrer Büste, und verharrte ein Paar Minuten sinnend oder ruhend in dieser Stellung. Dann warf er den Kopf mit einem Lächeln voll Melancho-

lie und Bitterkeit zurück, und murmelte: ich weiß es wol, Marmor und immer Marmor dort! und hier! . . . und hier? — Er schüttelte so heftig den Kopf, daß sein dunkelrothes Sammetmützchen mit Goldfaden gestickt, ein Geschenk Reginens, von seinen Locken zur Erde fiel. Er hob es rasch auf, küßte es und sagte: lieblich wie sie, und versengt mir das Hirn wie sie! — Er legte es auf den Stuhl, warf den Rock und die Halsbinde ab, zog ein Arbeitsjäckchen von grauem Nanking an, und begann an einem Basrelief zu arbeiten, das er in den letzten Tagen entworfen: Ganymed vom Adler entführt. Dies Werk erfreute ihn. Er dachte: große Gedanken sind Boten der Götter; sie tragen uns auf Fittigen des Adlers über den Nebel der Erde empor, und legen uns zitternd aber kühn, demüthig aber jubelnd zu den Füßen der geliebten Gottheit nieder. Darum sollen wir uns sorglos ihnen überlassen! mächtige Gefühle, erhabene Ideen und große Gedanken heben in den Olymp; tiefe Ruhe, selige Unbefangenheit soll auf den Zügen meines Ganymedes herrschen. Er ahnt in sich den Liebling des Zeus, und was schadet es denn, daß die Krallen des Adlers ihm den Busen blutig reißen! Liebling des Zeus zu sein, ist der Triumph des Sterblichen und macht ihn unsterblich — das ist Alles. Wer am Nektar des Ewigen sich berauscht hat, kann der den schaalen Wein des Vergänglichen verlangen? Auf, Polydor! — Und die Begeisterung trug ihn, wie den Adler des Gany-

med, zu Regionen in denen das Waffengeklirr der Leidenschaft verhallte. Er war ein Paar Augenblicke ganz glücklich. Als ob Regine geahnt hätte, daß er etwas Höheres als sie gefunden — war sie in seiner Nähe.

Man klopfte an sein Atelier. Auf sein Herein erschien der Jäger der Gräfin, meldend, daß sie ihm auf dem Fuß folge. Wirklich trat sie ein mit einer andern Dame, und Polydor sank aus seinem Olymp vor ihr nieder. Sie war so königlich schön, die Wangen lebhaft geröthet von der frischen Luft, die Gestalt herrlich gezeichnet in dem Sammetkleid, das die Büste eng umschloß, und vom Gürtel an in breiten, vollen Falten bis zur Erde herabsank, so daß kaum beim Gehen der schmale Fuß sichtbar ward. Sie sagte zu Polydor:

„Wie lange war ich nicht in Ihrem Atelier! nun wünschte diese Dame es zu sehen, da benutze ich denn froh die Gelegenheit. Nicht wahr, Sie zeigen uns Ihre Arbeiten?"

Er gehorchte dem Wunsch, ward gelobt und gepriesen; aber es lag ein schwerer Druck vor seiner Stirn, auf seiner Brust; er war blaß wie seine Bilder und wenigstens eben so schön. Daß sie so plötzlich vor ihm erschien, und immer mit derselben lieblichen Unbefangenheit, verstörte ihn. Sie fragte:

„Sie sind doch nicht krank? Ihr Auge ist trübe und die Stirnader geschwollen."

„Ich denke nur sehr scharf darüber nach, ob alle mächtige Gefühle uns zum Olymp erheben.“

„Aber Sie deliriren!“ rief Regine erschrocken, und ihre Gefährtin starrte ängstlich ihn an.

„O gar nicht,“ sagte er, „ich habe jetzt meine volle Besinnung.“

„Sie arbeiten zu angestrengt,“ sagten beide Damen um die Wette, „Sie gönnen Sich keine Erholung, Sie müssen Sich Bewegung machen, gehen, reiten — wollen Sie mit uns fahren?“ schloß Regine.

„Gern!“ rief er; „der Frühling kommt, da bin ich immer in krampfhafter Aufregung, wie der Vogel im Käfig.“ Er wollte herausstürmen.

„Halt! halt!“ rief Regine lachend; „Sie sind zwar ein Genie, aber die Hände müssen Sie Sich doch waschen und auch das Jäckchen ausziehen. Die Sonne des April ist warm, die Luft kalt. Wir warten hier.“

Er flog in sein Zimmer. „Ein wunderbarer Mensch“ — sagte die andere Dame.

„Nicht wahr? Künstler vom Scheitel zur Sohle, aber durch und durch brav.“

„Und ein höchst interessanter Kopf von seltener Schönheit.“

Als Polydor aus seinem Zimmer ins Atelier zurückkam, rechtfertigte er vollkommen den Ausspruch der Dame. Seine hohe, schlanke Gestalt, die er trotz seiner Jugend fest und kräftig aufgerichtet trug, zeigte

sich auf's Vortheilhafteste in dem kurzen, schwarzen, bis oben hinauf zugeknöpften Ueberrock, und sein Gesicht mit den großen, etwas tiefliegenden Augen, der geraden scharfen Nase mit breiter Wurzel, über der sich eine frei entwickelte Stirn erhob, und den prächtigen braunen Locken, war so edel, daß selbst die kalte Regine ihn nicht ohne Bewunderung, und mit heimlicher Freude ansah. Aber diese Empfindungen stimmten sie nicht weicher. Die Bewunderung galt seiner Schönheit; die Freude dem Triumph, daß ein Mensch von dieser Schönheit, dem unwillkürlich jedes Frauenauge nachfolgte, und der vielleicht nur sich zu zeigen brauchte um unwiderstehlich zu sein — keinen Blick, keinen Sinn, keine Aufmerksamkeit für das ganze weibliche Geschlecht hatte, als einzig für sie.

Aber in Polydors Seele reifte allmälig ein Entschluß. Er wollte Gewißheit haben, das Geständniß ihrer Liebe. Die Unsicherheit war ihm Folter. Ich muß wissen woran ich mit ihr bin, ob sie nie, nie, mir angehören will! sprach er für sich, und ging auf und ab in seinem Zimmer. Seit sechs Monaten fast bin ich nichts, als weiches Wachs in ihrer Hand, und ich weiß nicht einmal, welche Gestalt sie mir geben will. Dies Weib kann einen Teufel aus mir machen. Sagt mir denn Ilda nicht, ob das die Art zu lieben aller Frauen ist? Sie sollte doch ihr Geschlecht kennen und mir Wahrheit geben — o nur Wahrheit! — Er nahm ihren letzten Brief; da bemerkte er im Umschlag ein

feines Papier, das er noch nicht gelesen hatte. Hastig es entfaltend las er:

Vorschlag.

Du willst sein mein eigen?
So höre mich an,
Treu will ich Dir zeigen,
Wie's Schicksal sein kann,
Treu will ich Dir sagen
Vom Dunkel, vom Licht,
Und kannst Du's nicht tragen,
So liebst Du mich nicht.

Wild sind meine Pfade
Voll Felsen und Dorn;
Ist's göttliche Gnade?
Ist's göttlicher Zorn?
Vom Blitze zerstöret
Hab' oft mich geglaubt,
Dann hat er verkläret
Mir wieder das Haupt.

Wie fern in den Lüften
Die Lerche hinschwebt,
Wie einsam aus Klüften
Der Aar sich erhebt:
So ist auch mein Leben
Und Dasein, denn sieh!
Muß singen, muß schweben
So einsam wie sie.

Doch steig' ich zur Sonne
Oft kräftig empor,
Genieße der Wonne,
Wenn Glück ich verlor.
Doch bad' ich in Lüften
Beseligt die Brust,
Hoch über den Grüften
Voll irdischen Wust.

In Leben und Sterben,
Durch Ruhm und durch Schmach,
Durch Sieg und Verderben
Mußt folgen mir nach,
Begegnen dem Hohne
Wie bitter er sei,
Und tragen die Krone,
Als wär's einerlei.

Und hast Du die Seele
Voll ruhigen Muth,
Daß still sie sich stähle
In jeglicher Glut:
Nimm hin denn mein Leben,
Sei mein, ich bin Dein!
Doch fühlst Du ein Beben —
So laß mich allein.

Ja, sagte Polydor, das ist Ilda! ihr Brief ist nicht sie, denn er ist geschrieben mit Rücksicht auf mich und weiß Gott was! Sobald sie aber einen Ak-

ford auf ihrer Harfe anschlägt, so wird sie wie durch Zauberwort befreit vom Wust der Welt, und steht da in ihrer eigentlichen wahren Gestalt. O warum lieb' ich nicht sie?

Wird denn nie ein Mensch kommen, ein Denker, ein Dichter, ein Prophet, ein Forscher — der die Frage: warum liebt man wenn man liebt? genügend beantworten wird. Ist denn der tiefe dunkle Schatten, der über diesem Gefühl schwebt, wie die Urnacht über der Entstehung der Welt, durch keine Forschung und Berechnung zu lichten? Nero ließ seine geliebte Casonia foltern, um von ihr das Geheimniß zu erpressen, weßhalb er sie liebe. Das war — neronisch. Aber es giebt Augenblicke wo man fühlt, daß das Joch zu eisern wird, daß man es abschütteln muß; und wie würde diese Anstrengung erleichtert werden, wenn man wüßte, weßhalb man es getragen, weßhalb man sich von einem und demselben Gefühl in den Staub hat beugen, und in ein Paradies erheben lassen. Sobald der Arzt den Grund der Krankheit kennt, weiß er auch richtige Mittel anzuwenden um sie zu heben; wo nicht — tappt er im Finstern und richtet oft großes Unheil an durch verkehrte Arzneien. Ob aber die Liebe etwas Anderes ist, als eine mächtige Krankheit mit Fieber, Ermattung, wilden Paroxismen, goldenen Phantasieen, Erschlaffung, Tod —? — —

Gräfin Regine lag auf der Chaise longue und las ziemlich gelangweilt einen englischen Roman, der

kühl war, wie ihr Herz. Vielleicht langweilte er sie eben darum. Sie war durch Polydor in eine so warme Atmosphäre versetzt, daß ihr Alles außerhalb derselben matt und dürftig vorkam. Wie man im Winter um sich zu wärmen die Sonne aufsucht, so dachte sie an Polydor. Da flog die Thür auf und er trat ein. Die Stunde war ungewöhnlich früh. Obgleich sie sich freute ihn zu sehen und eine angenehmere Unterhaltung zu haben, als die der englischen See-Cadets, so war es ihr doch ärgerlich, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß diese Freiheit nahm, und sie sagte verdrießlich:

„Wie hat man Sie denn im Vorzimmer nicht abgewiesen!"

„Ich gab vor Ihren Befehl zu haben" — entgegnete Polydor.

„Aber Sie wissen, daß ich um diese Stunde niemand zu sehen pflege, und daß es mehr wie auffallend ist, wenn ich für Sie eine Ausnahme mache."

„Lassen Sie nur heute sie gelten, bat er demüthig, es soll nicht wieder ohne Ihre Zustimmung geschehen."

„Und was giebt es denn?" fragte sie milder, versöhnt durch seine bittende Stimme, die fast zitternd klang. Er wechselte die Farbe, kniete vor der Chaise longue nieder, legte die Stirn auf deren Rand und antwortete nicht. Regine kannte das. Sein Herz war zu voll, zu schwer. Sie mußte reden.

„Nun

„Nun Polydor," sagte sie sehr lieblich, „soll ich wieder einen Sturm beschwören, notre dame de la garde? Wenn Sie wüßten, wie Sie mich erschrecken mit Ihrer brausenden Heftigkeit. Man ist in der Welt so wenig daran gewöhnt — die Form mäßigt Alles, und das ist gut. Glichen alle Menschen Ihnen, so könnte gar keine Gesellschaft bestehen. Und doch — wer freut sich nicht einer Ausnahme wie Ihnen zu begegnen? — — Aber stehen Sie auf, setzen Sie Sich auf den Sessel und sagen Sie mir, was Ihnen widerfahren ist. Stehen Sie doch auf, lieber Polydor." Sie streifte leicht mit der Hand über seine Locken.

Aber er verharrte in seiner Stellung und sie sagte ungeduldig:

„Sie werden mich ganz böse machen mit diesem ennuyanten Schweigen."

„Und versprechen Sie mir, nicht böse zu werden wenn ich rede?" fragte er leise und hob den Kopf empor.

„Ich bin daran gewöhnt Geduld mit Ihnen zu haben" — entgegnete sie freundlich.

Er blieb auf den Knieen liegen, aber er richtete den Oberleib auf, schöpfte tief Athem, sah ihr fest ins Auge und sprach bestimmt:

„Geben Sie mir Ihre Hand."

„Recht gern" — antwortete sie gleichgültig, und streckte aus dem weiten Ermel ihres weißen Morgen-

kleides gelassen ihre Hand. Er nahm sie mit einem eisernen Griff, so daß ein Ausdruck von Unbehagen über ihre Züge glitt. Dann sagte er wieder:

„Jetzt geben Sie mir einen Kuß und sagen Sie: ich liebe dich Polydor!“

„Sie sind aber in der That zu kindisch“ — erwiderte die Gräfin, gleichgültig wie vorhin.

„Es ist mein Ernst, Regine! ich will es, ich verlang' es. Ich werde Sie nicht eher verlassen.“

„Ah!“ sagte Regine mit ungeheucheltem Erstaunen. Sie hatte bis jetzt ihre nachlässige Stellung auf der Chaise longue beibehalten; nun richtete sie sich auf, stützte sich auf den Elbogen und wartete, was kommen werde. Aber er wiederholte nur:

„Es ist mein Ernst.“

„Sie sollten wissen, daß ich dergleichen Demonstrationen nicht liebe“ — sprach sie kalt.

„Dergleichen Demonstrationen!“ rief er heftig; aber sich bezwingend fuhr er ruhiger fort: „Sie wissen, daß und wie ich Sie liebe! So lange ich Sie kenne habe ich es Ihnen durch Wort und That bewiesen. Ja, durch die That“ — wiederholte er, weil sie ihn fragend ansah — „denn ich hab' Ihnen vertraut, habe mein ganzes Herz zu Ihren Füßen niedergelegt und meine ganze Seele vor Ihnen ausgebreitet, und Sie haben in Beiden nichts gefunden, als Ihr Bild, und ich habe nie gefragt: welch Bild wohnt in Deiner Seele. Ich glaube an Dich, glaube, daß

keine Frau ungerührt von einer so tiefen Liebe bleiben kann, oder glaube, daß, wenn sie ungerührt bleibt, sie doch edel genug sein wird, um es offen zu sagen. Du aber bist freundlich meiner Liebe begegnet, hast lieblich auf ihre Geständnisse gelauscht; aber gesprochen hast Du nie. Nun laß mich zum ersten Mal das einzige Wort hören, das mir zu meiner Seligkeit fehlt: ich liebe dich."

„Die Frauen sprechen sich nicht gern so unumwunden aus" — sagte sie ausweichend — „warum zweifeln Sie denn an mir?"

„Weil ich ein Mensch bin!" rief er mit ausbrechender Heftigkeit, weil ich ohne tiefe, feste, heilige Gewißheit diese Existenz nicht tragen mag."

„Sehen Sie, diese Heftigkeit allein reicht hin mich auf ewig einzuschüchtern. Was hab' ich von solcher Raserei nicht zu fürchten!"

„Fürchten? ach, Sie beherrschen mich mit einem halben Gedanken! was fürchtet die Königin von ihrem armen Sclaven! — und wenn ich rasend bin — wer trägt die Schuld? Sie können mich sanft machen, sanft und fromm wie ein Kind — nur ein Wort!"

„Die ausgesprochene Liebe nimmt immer einen andern Character an, stürmischer, leidenschaftlicher, drum zögert die Frau."

„Ich will es glauben, will Alles, Alles glauben! aber wenn der Geliebte fleht, wie in Todesqual um

Barmherzigkeit fleht, so ist die Frau, die dann noch zögert — ein Ungeheuer."

„Polydor!" sagte Regine sanft und traurig.

„O vergieb," rief er, ihre Hand an seine Stirn legend — „vergieb und schweig, wenn Du nicht reden magst! Aber . . . kannst Du mir Deine Seele nicht in einem Wort geben, so gieb sie mir süßer und seliger noch — in einem Kuß."

„Davon ist vollends gar nicht die Rede" — sagte sie die Hand zurückziehend mit Ungeduld. Polydor stand auf und sprach erschöpft:

„Du weißt, ich war einmal ein armer Bettelknabe, und lag sterbend vor Hunger und Mattigkeit im Koliseum; da schickte Gott mir einen seiner Engel: eine Frau rettete mich. Jetzt bin ich wieder dem Untergang nah und wieder hat Gott mir einen Boten zugedacht. Regine, entziehe Dich nicht dem himmlischen Beruf, das Geschöpf zu sein, hinter welchem der Schöpfer sich verbirgt — rette mich, gieb mir ein Liebeszeichen."

„Genug!" rief Regine, heftig aufstehend; — „nichts auf der Welt ist meiner Natur verhaßter als diese Sinnlichkeit."

„Brauch nicht das Wort, Regine, jetzt nicht! — wenn das ganze Wesen in einem Punkt zusammenbrennt und in einer wehenden Glut steht: so hat es einen dürftigen Klang! Oder brauch' es," fuhr er fort, vor ihr niedersinkend und ihre Knie umfassend, „nenn'

es wie Du willst, aber sei gnädig, gieb mir ein Liebeszeichen."

„Verlassen Sie mich auf der Stelle" — sprach sie unwillig.

„Regine!" rief er außer sich — „Du erhörst meine Bitte nicht? nun denn — ich **will** ein Liebeszeichen."

„Ich verachte Sie" — sprach die Gräfin eiskalt. Wie von einem elektrischen Schlag getroffen, sanken seine Arme herab, so daß Regine zurücktreten konnte. Sie setzte sich wieder gleichgültig auf die Chaise longue. Polydor hatte seine knieende Stellung verlassen und richtete sich in seiner ganzen Höhe vor ihr auf; aber er zitterte so, daß der Tisch bebte, auf den er seine Hand legte um Haltung zu gewinnen. Seine Züge waren tief und scharf, als habe ihn der Augenblick um zehn Jahr älter gemacht, und es lag auf ihnen ein unbeschreiblicher Ausdruck von Schmerz und Zorn. Aber mit ruhiger Stimme, und ernst sie anblickend, sagte er:

„Das ändert freilich Alles — gnädige Gräfin." Dann verbeugte er sich, und verließ das Gemach. Regine schöpfte Athem, als ob ihr eine schwere Last von der Brust falle. Himmel, welch' ein furioser Mensch, dachte sie; ich glaube, er könnte mich umbringen! welch' Glück, daß mir das letzte Wort einfiel.

Neuntes Kapitel.

Ondine lebte in tiefster Zurückgezogenheit am Ufer des Arno in einer kleinen, freundlichen Villa. Aber Casimir kam nicht, wie er es ihr geschrieben und wie sie selbst gehofft hatte. So lange sie die erste Trauer trug, wünschte sie nicht einmal seine Gegenwart und bat ihn in Paris zu bleiben; allein nach sechs Monaten, mit dem Beginn des neuen Jahres hätte er kommen dürfen, wollte er kommen, jeder Brief verhieß es — und ein Tag reihete sich an den andern, ohne ihn zu bringen. Dann traf wieder ein Brief ein, voll Entschuldigungen, Vorwänden, neuen Versprechungen, und sie glaubte und hoffte bis zu dem festgesetzten Zeitpunkt, wo abermals eine Täuschung ihrer wartete, und wo die Ahnung eines entsetzlichen unabwendbaren Unglücks allmälig sie beschlich.

Die Einsamkeit lastete fürchterlich auf ihr. Es gehört nicht immer ein starker Geist oder eine ernste Beschäftigung dazu, um lange Zeit hindurch Einsamkeit zu ertragen; auch Menschen von gewöhnlichen Fähigkeiten haben sie oftmals gern, entweder weil sie

blasirt und abgestumpft für die Freuden der Gesellschaft sind, oder weil sie auf eine oder die andere Weise die Mittel verloren haben, in ihr zu glänzen, oder weil viel Unglück sie umgetrieben und bedürftig der Stille gemacht hat; ihnen ist die Einsamkeit bequem, beschattend, beruhigend. Für Menschen von großen Gaben und ungewöhnlichen Talenten ist sie, von Moses an bis auf Byron, zu Zeiten ein schmachtendes Bedürfniß, ein Durst, der gestillt werden muß, weil sie wissen, daß auf Pathmos Offenbarungen geschrieben werden, und weil das Leben sie mehr in Anspruch nimmt und ihre Kräfte mehr anregt und rascher verbraucht, als es bei der Menge der Fall ist. Für die Masse der Menschen aber, nicht gewöhnt sich mit großen Ideen zu beschäftigen, sondern am Täglichen hangend, das Nächste verlangend, mit mannigfachen Wünschen und Erwartungen, welche nur im beständigen Verkehr mit der Außenwelt befriedigt werden können, in ihrem Innern zuweilen unsicher, gar zerfallen — für sie ist Einsamkeit nicht erquickend.

Und nun gar für die arme, schwache, schutzbedürftige, liebende Ondine! Ach, sie war nicht bloß einsam — sie war verlassen. Sie hatte niemand, als ihre Dienstboten, treue Seelen zwar — aber Diener! Ihr Kammermädchen, das einige Jahr älter wie sie mit ihr erzogen, und nie von ihrer Seite gewichen war, ward ihre einzige Gesellschaft. Mit ihr sprach Ondine von Deutschland, von ihren Söhnen, von

Schloß Ohlau, und oftmals netzten heiße Thränen das Auge der Herrin und Dienerin bei solchen Gesprächen. Je mehr ihre Hoffnung, den Mann wiederzusehen, dem sie ihre strahlende Existenz geopfert, gleich einem bleichen Gestirn unterging, desto feuriger erhob sich am Horizont die drohende Kometenruthe der Reue. Ondine hatte geglaubt, ihr Dasein sei durch die unüberwindlichste Liebe so innig mit Casimir verwebt, daß sie nur in seiner Nähe, wie er in der ihren, denken und empfinden, ja athmen und leben könne. Nun war sie von ihm getrennt — ach, wie lange schon! und sie lebte, und er lebte: also war Trennung nicht Tod! also war die Liebe nicht mächtig genug, daß sie sagen durfte: ich wollte nicht sterben, darum warf ich mich in ihre rettenden Arme. Bisweilen wollte sie auf einen Zug den Giftbecher leeren, und freiwillig von Casimir zurücktreten; dann aber trat er in seiner ganzen Anmuth vor ihre Seele, und es schien ihr unmöglich, daß dieser Mensch, der mit solcher Innigkeit und solcher Glut an ihr hing, durch etwas Anderes als durch Zufälligkeiten, von ihr entfernt gehalten werden könne. Dann entschloß sie sich wieder zu hoffen. Ach nein! nicht zu hoffen — aber zu warten. Wer hat nicht gewartet? wem hat diese Folter nicht das Blut mit Fieberangst, bis zum Wahnsinn, bis zur Ohnmacht, durch die Adern gejagt? Giebt es ein vom Himmel so begnadigtes Wesen, so wird es freilich nicht begreifen können, daß dieser Zustand, gleich einer um-

schlingenden Boa, Ondine aller Kraft, jeder Fähigkeit beraubte, ihr Herz zermalmte, an ihrem Leben zehrte. Ihr Auge wurde trübe, ihre Haltung gebeugt, ihr Gang schleppend; das Federwerk ihres Daseins war zerstört und das Räderwerk ging noch eine Zeitlang seinen Gang fort, bis es langsam und immer langsamer wurde. Ihre Schönheit verblühte. Der duftige, frische Taint ging über in ein krankhaftes Gelb; Auge und Schläfen sanken ein, um den Mund legten sich die unauslöschlichen Züge des Grams; — sie glich einer verwelkten, blaßrothen Hyazinthe.

Die treue Hedwig grämte sich unsäglich über Ondine.

„Sie wird hier sterben,“ sagte sie oft mit bittern Thränen zu dem Kammerdiener, — „hier in der Fremde, in der Verlassenheit, ohne Verwandte und Freunde! ach Ludwig — eine solche Dame! bedenken Sie nur, wie das ihr wehe thun muß.“

„Ja,“ sagte Ludwig, „seit dem Tode des seligen Grafen haben wir kein Glück mehr. Und wären wir nur in Deutschland geblieben, oder zur Gräfin Ilda gegangen!“

„Ach, Gräfin, Ilda! wenn die unser Elend kennte, sie käme.“

„So schreiben Sie es ihr doch, Hedwig.“

„Ich habe wol schon daran gedacht, aber — ich weiß nicht, es macht mich verlegen, und dann kann

ein Brief auf so viel hundert Meilen leicht verloren gehen."

„Ich will ihn hinbringen, Tag und Nacht reisen! in vierzehn Tagen sollte man doch wol nach Ruhenthal kommen!"

„Ganz gewiß; aber wenn Sie fortgehen, wird sie sich nicht betrüben?" fragte Hedwig mit einem Zartgefühl, das weit über ihren Stand war.

„Wenn Gräfin Ilda kommt freut sie sich aber gewiß; und die kommt, wenn ich ihr Alles erzähle. Die ist so! steigt in den Wagen und fährt nach Florenz, als ob sie zum Ball führe. Wissen Sie noch, wie sie 'mal in Schloß Ohlau ankam, als der kleine Graf Ulrich auf den Tod danieder lag? Niemand wußte was davon — da war sie!"

„Ja," seufzte Hedwig, „wäre unsere Gräfin wie Gräfin Ilda, so würde es uns nicht so übel gehen. Die entschließt sich wie ein Mann, und sieht doch aus wie ein Engel so zart. Das kommt daher, Ludwig, daß der liebe Gott manche Menschen stark gemacht, und manche nicht — wie er sie gerade braucht, und das können Sie mir glauben, mit der Gräfin Ilda hat er besondere Absichten. Sie sieht anders aus wie die übrigen Menschen."

„Das wüßt' ich doch nicht."

„Wahrhaftig! — Hätten Sie sie gesehen, wenn sie in das Toilettenzimmer unserer Gräfin kam — sie zieht sich immer sehr rasch an, ohne ein Wort mit

ihrer Kammerjungfer zu sprechen — und wie sie ihr dies und das erzählte, ich weiß nicht was, denn sie sprachen immer englisch zusammen — so würden Sie es auch finden. Sie hat so etwas Klares, Hohes! ich glaube, sie gab unserer Gräfin gute Rathschläge, denn die hörte meistens freundlich zu."

Ueber den Anzug und die Kleider?"

„Nein, Ludwig, das ist nicht ihr Fach! — ich meine über Kinder oder dergleichen Wichtiges, weil es immer im Toilettenzimmer war, wohin niemand kommen durfte, selbst nicht der selige Graf. Ach, wenn ich an die Zeit gedenke, mögte mir das Herz brechen."

„Kann ich nicht schon morgen abreisen?"

„Ich will gleich mit ihr sprechen."

Hedwig ging auf die Terrasse, wo Ondine ihre Tage in dumpfer Apathie hinbrütete. Sie saß zusammengesunken in einem tiefen Lehnstuhl, und hielt auf ihrem Schooß eine Platte von schwarzem, zierlich geschnitztem Ebenholz, in welche vier Miniatur-Porträts eingelegt waren: ihre Söhne, Askanio und Ilda. Auf einem Tischchen neben ihr lag in grünem Maroquin-Etui das Porträt Casimirs. Nachdem sie die vier Bilder lange betrachtet, nahm sie die Platte in die rechte, das Etui in die linke Hand, bewegte sie langsam gegen einander, als ob sie sie wäge, und ließ endlich die Rechte auf der Seitenlehne des Sessels ruhen, indessen die Linke, wie in Ermattung, tief herabsank. Es lag etwas vollkommen Gedankenloses und

unsäglich Trostloses in Ondinens Ausdruck uud Bewegung. Sie hatte nichts dabei gedacht und gewollt; es war die unwillkürliche Richtung ihrer Seele, die sich offenbarte. Als die linke Hand herabsank, ward sie sich ihrer bewußt, und ein Lächeln von zerreißender Bitterkeit zuckte um ihre Lippen. Da erblickte sie Hedwig und sagte:

„Bringe mir recht kaltes Wasser; die Hitze verzehrt mich."

„Es ist ein böses Klima, gnädige Gräfin" — versetzte Hedwig, „der Ludwig ist auch ganz krank und schwach."

„Was fehlt ihm? er soll gleich in die Stadt und zum Arzt gehen."

„Er will nicht. Er sagt kein Doctor könne ihm helfen, uud er würde erst in Deutschland, eigentlich aber in Schloß Ohlau, von selbst wieder gesund werden."

„Das ist das Heimweh, Hedwig, daran kann man sterben, eben so gut wie an jeder übermächtigen Sehnsucht — der Ludwig muß fort — gleich! ich brauche ihn nicht. Der alte Gärtner ist ja hier mit seinem Sohn. — Geh, und schicke mir den Ludwig."

Hedwig entfernte sich und murmelte mit gefalteten Händen:

„Guter Gott, vergieb mir die Lüge." Und nach fünf Minuten trat Ludwig vor die Gräfin. Sie sagte sehr freundlich:

„Ich danke Ihnen, daß Sie so lange brav und treu in meinem Dienst gelebt haben, darin sterben sollen Sie nicht. Gehen Sie nach Schloß Ohlau zurück, unter den schönen grünen Eichen und Buchen werden Sie wieder gesund werden. Ach, ich würde es vielleicht auch."

„Befehlen gnädige Gräfin abzureisen, so ist Alles . . ."

„Nein, mein guter Ludwig, das geht nicht. Reisen Sie gleich ab, und wenn Sie nach Schloß Ohlau kommen, so grüßen Sie alle Leute von mir — die mich noch nicht vergessen haben . . . Alle! und sagen Sie ihnen . . ." —

Ihre Stimme brach in Thränen. Sie drückte das Taschentuch vor das Gesicht, und winkte ihm zu gehen. Er küßte demüthig ihre Hand und ging mit raschen Schritten zu Hedwig.

„Hedwig," sagte er zornig, und fuhr mit dem Finger über seine nassen Augen, „Donnerwetter! ich muß heulen wie ein Schulbube. Sie weinte, Hedwig! Nun, ich will nichts sagen — aber Gott vergebe es dem hündischen — Schurken."

Einige Stunden später saß Ludwig mit einem Reisegeld von Ondinen versehen im Eilwagen, der ihn nach Norden führte.

Aber ehe er in Ruhenthal anlangte, entschied sich Ondinens Schicksal. Nachdem sie während sechs Wochen ohne Nachricht von Casimir gewesen war, erhielt

sie einen Brief von unbekannter Hand. Der Stempel: Paris, erfüllte sie mit tödtlicher Besorgniß. Noch ehe sie ihn gelesen, stand fast ihr Herz still vor lähmender Angst. Sie rief:

„Hedwig! bleibe bei mir! mir ist als ob ich sterben könnte.“

Dann nahm sie sich zusammen und erbrach den Brief. Er war von Casimirs Oheim, der ihr in den ehrfurchtvollsten Worten sagte, daß sein Neffe von einer verzehrenden Leidenschaft für eine junge, schöne Engländerin, Erbin einer Million, durchglüht sei, und der glücklichste Gatte werden könne, wenn sie — Ondine — diesem Glück kein Hinderniß entgegenstellen wolle. Sein Neffe, voll unwandelbarer Verehrung ihrer himmlischen Güte, habe nicht den Muth, selbst diese Worte an sie zu richten, wol wissend, daß er die Gefühle der Huld, welche sie für ihn hege, durch diesen Schritt verletze. Daher halte er es für seine Pflicht, ohne des Neffen Vorwissen, sie von der Lage der Dinge zu benachrichtigen, in der festen Voraussetzung, daß ihr großmüthiges Herz nicht schwanken werde in der Wahl zwischen fremdem und eigenem Glück.

Diese Geschichte war richtig, insofern sie die Heirath, wenngleich nicht die Leidenschaft, betraf. Uebrigens hatte der Oheim auf Casimirs Bitte den Brief geschrieben.

„Diable!“ sagte er — „ich muß endlich kurz

und gut mit ihr brechen! Lieber Onkel, Sie wissen Briefe süperb zu tourniren — reißen Sie mich aus dieser Verlegenheit, denn foi de gentilhomme — um die Betheuerung des großen Frauenverehrers Franz I. zu brauchen — verlegen bin ich, wenn ich an diese Frau denke."

So wie Ondine den Brief gelesen, stand sie auf, ging zu ihrem Schreibtisch, schrieb mit fester Hand auf ein Blatt Papier: „Fürst Casimir P. ist, was mich betrifft, durchaus frei; möge er glücklich sein" — couvertirte und adressirte mit höchster Fassung, sandte den Brief zur Stelle ab — und sank in tiefe wolthätige Ohnmacht.

Es ist gewiß, daß ein Nervenschlag oder eine in der Brust springende Ader, zu Zeiten sehr à propos wären um eine qualvolle Existenz zu enden; und die Romanciers, obschon sie kein Mitleid mit ihren Lesern haben, empfinden es dennoch mit den Gebilden ihrer Phantasie, und gönnen ihnen gern den Nervenschlag oder ähnlichen plötzlichen Tod — besonders wenn sie nicht wissen, was weiter mit ihnen anfangen. — Aber in der Wirklichkeit ist's anders! da sterben meistens nur die Leute, die nicht gern sterben wollen, und diejenigen, für welche der Tod eine Wohlthat wäre, leben und leben. Das Schicksal ist gleichgültiger gegen seine Menschen, als die Romanciers. Ondine erwachte aus ihrer Ohnmacht. Hedwig kniete an ihrem Bette

und bedeckte die Hand der geliebten Herrin mit Küssen und Thränen.

„Weine nicht," sagte Ondine, „nun ist Alles entschieden — und gut."

„Gut?" rief Hedwig überwältigt von Schmerz — „gut? und Sie vergehen in Kummer? ach, gnädige Gräfin, schlecht ist es vom Fürsten Casimir!"

„Still, Hedwig, das darfst Du von niemand sagen! Jeder folgt seinem Herzen, und da es schwache, thörichte, sündhafte Herzen giebt, warum nicht auch harte. Das meine war einst mehr wie hart — es war verstockt, und weil es sich nicht freiwillig opfern wollte, so wurde es zermalmt. Siehst Du, wie das Alles ganz natürlich ist!"

„Sprechen Sie nicht so," gnädige Gräfin, rief Hedwig schluchzend, „ich kanns nicht aushalten! ich weiß nicht was ich Ihnen darauf antworten soll! O, wäre doch erst Frau Gräfin Ilda hier!"

„Ilda? was fällt Dir ein?" fragte Ondine befremdet.

„Ach Gott ja, der Ludwig ist hingereist um ihr zu sagen . . . wir fürchteten, daß gnädige Gräfin ihr nicht schreiben würden wie krank und niedergeschlagen Sie Sich hier befinden . . . darum . . ." —

„Hedwig, Gott segne Dich!" rief Ondine, und beide Arme um den Hals des Mädchens schlingend, zog sie sie an ihre Brust und weinte ohne Bitterkeit — — seit langer Zeit die ersten sanften Thränen.

„Nicht

„Nicht wahr, das haben wir recht gemacht?" fragte Hedwig froh.

„O freilich habt Ihr, Ihr treuen Seelen! Ich konnte nicht an Ilda schreiben. Hüte Dich vor der Schuld, Hedwig! sie entfremdet uns von den geliebtesten Wesen, wir haben kein Vertrauen mehr zu ihnen; wir glauben nicht mehr an uns, wie sollten wir an Andere glauben! ach — kaum an Gott."

„Das ist sündlich, gnädige Gräfin" — sagte Hedwig ernst.

„Ich weiß es, Kind! — aber wo das Leben sündhaft, da sind es die Gedanken auch."

„Die Frau Gräfin Ilda wird kommen und Trost bringen."

„Kommen wird sie — das weiß ich! aber wie lange kann das nicht währen! ich will zu ihr — will ihr entgegen."

„Ach, in diesem Zustand von Schwäche? . . . und es giebt verschiedene Wege nach Deutschland . . ." —

„Kühlere Luft wird mich stärken; — und der nächste Weg geht über Inspruck — den nimmt sie."

Was auch Hedwig sagen mogte, Ondine widerlegte Alles mit nervöser Heftigkeit, und trieb selbst, in krankhafter Aufregung momentane Kräfte findend, allerlei Vorkehrungen zur baldigen Abreise.

Lieblich wehte die Frühlingsluft durch den grünenden Park von Ruhenthal und trug den Duft der Hyazinthen, Tazetten und Tulpen aus dem Blumen-

garten in den Salon, dessen Thüren nach der Terrasse hin geöffnet waren. Es waren außer Ilda und ihrer Mutter nur der Baron, Werffen und Otto anwesend; aber Alle waren in heiterster Laune und man scherzte und lachte viel. Da trat Ildas alter Kammerdiener, Albrecht, ein, mit einem Gesicht, das Dienstboten annehmen, wenn sie etwas Bedenkliches zu verkünden haben, und welches allein schon hinreicht das Blut in den Adern gefrieren zu machen, wenn sie auch nicht hinzusetzen, wie sie zu thun pflegen, und wie auch Albrecht that:

„Erschrecken gnädige Gräfin nur nicht! der Ludwig ist da.“

„Wer ist der Ludwig? was will er?“ fragte Ilda; aber ihre Hände zitterten.

„Es ist der Kammerdiener der Frau Gräfin Ohlau aus Florenz.“

„Sie ist todt!“ schrie Ilda, bleich vor Angst.

„Nein, Gott behüte, sie lebt ...“ —

„In mein Zimmer — gleich!“ rief Ilda und verließ den Saal.

Der Baron sagte phlegmatisch: „Ich begreife, daß üble Nachrichten kommen müssen, indem allerlei Unglück auf der Welt geschieht. Weshalb sie aber stets gerade dann kommen, wenn man vergnügt und guter Dinge ist und nicht im Entferntesten an sie denkt — das werde ich nie begreifen.“

„Ist auch nicht nöthig,“ meinte Otto, „wenn

man nur begreift, wie man sich dabei zu benehmen hat; und dazu gehört wirklich unerhört viel Genie, weil man immer überrascht wird, sich nie vorbereiten kann und auf dem Fleck seinen Entschluß fassen muß."

„Man kann sich einigermaßen vorbereiten," sagte Werffen, wenn man sich in alle mögliche traurige Situationen hineindenkt."

„Ja," erwiderte Otto, „aber man kann sicher sein, daß man in die Situation nicht geräth, in die man sich gedacht hat. Der liebe Gott ist der geschickteste Romancier, den ich kenne! seine Stellungen, Wendungen und Auflösungen zeugen von einem höchst erfindungsreichen Kopf."

„Ich bin überzeugt, daß meine Tochter zu ihrer Cousine geht," sagte Ildas Mutter, „und ich gestehe, es ist mir ziemlich unangenehm. Die Frau ist krank und verloren, Ilda kann ihr nicht helfen und vielleicht sich selbst schaden."

Ilda trat ein, todtenblaß und sagte mit zitternder Stimme:

„Ondine ist vollkommen unglücklich nach der Aussage ihres treuen Dieners; in drei Tagen, liebe Mutter, werde ich reisen.

„Wir dachten es!" rief der Baron.

„Das hoffe ich" — entgegnete sie freundlich; aber ihr Blick fiel mit unaussprechlicher Trauer auf Otto.

„Liebes Kind," sagte die Mutter, „da Askanio

Dein Freund war, so begreife ich nicht, wie Du Dich noch so lebhaft für Ondine interessiren kannst."

„Weil er mein Freund war, liebe Mutter, muß ich in seinem Sinn für sie handeln. Und dann habe ich Ondine geliebt, als sie glücklich, glänzend, geehrt und tadellos war, und sehe nicht ein, weßhalb ich sie nicht mehr lieben soll, da sie das Alles nicht mehr ist. Ach, wer soll denn Nachsicht mit uns haben, wenn nicht die Freunde?"

„Nachsicht wol — auch Entschuldigung, Erbarmen und Hülfe; aber Ondine darf sich kaum in Deutschland sehen lassen . . ." —

„Drum gehe ich ja zu ihr nach Italien, gute Mutter" — sagte Ilda melancholisch. „Wenn ein gegeliebtes Wesen auf dem Schaffot — nein, unter dem Galgen stände, ich müßte hin und es umarmen."

„Wie grauenhaft!" riefen die Mutter und Werffen aus einem Munde.

„Das können Sie nicht im Voraus behaupten," rief Otto, „es giebt Verbrechen, die solch Erbarmen fast sündlich machen würden, andere, die das Erbarmen tödten . . ." —

„Wer spricht von Erbarmen? ich thät' es aus Liebe; die kennt keine Sünde und keinen Tod."

„Meine tapfre Gräfin," sagte der Baron spöttisch, weil er gerührt war, „Amazonen wie Sie brauchen freilich keinen Beschützer; aber ein Reisemarschall ist für jedermann eine bequeme Kreatur, und als sol-

cher werde ich nach Florenz Sie begleiten, wenn es Ihnen recht ist. Ich sähe gern einmal das schöne Italien wieder."

Mutter und Tochter reichten ihm dankbar die Hand. Werffen sagte:

„Der Baron ist beneidenswerth." Otto sagte nichts; sein Blick hing an Ilda. „Gehen wir in den Park!" rief sie, „ich bin ganz nervenschwach geworden." Und rasch eilte sie über die Terrasse in den Garten. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen folgte Otto ihr eben so rasch, und sie gingen durch die langen Alleen mit fliegender Geschwindigkeit. Nach langem Schweigen sagte Otto gepreßt:

„Warum eilen Sie so, Gräfin? früh genug werden Sie fern sein."

„Um mich zu betäuben" — sagte sie; es waren Thränen in ihrer Stimme.

„O," rief er, „Sie werden Sich leicht betäuben! aber ich — ich! wenn Sie wiederkehren bin ich fern — und dann . . . vergessen!"

Sie stand plötzlich still und sah ihn fast zürnend an.

„Ja, ja! vergessen!" wiederholte er mit melancholischem Lächeln.

„O nur nicht lügen!" rief sie, und noch rascher ging sie vorwärts bis zum Wartthurm am Ende des Parks.

„Da oben ist's luftig und frei," sagte sie. Otto

drückte die schwere Thür von Eichenholz mit gothischem Schnitzwerk versehen auf, und sie stiegen die Wendeltreppe empor zur Platteform. Es war wunderschön. Die grünende, duftige Erde mit wehenden Wäldern und wogenden Saaten lag vor ihnen ausgebreitet; der blaue Strom, aus Westen kommend, schien ein Bote der eben untergegangenen Sonne an das Meer zu sein, das wie ein Gott mit starken Armen die geliebte Erdgöttin umfing; und der Mond ging leise wie ein Traum im Osten auf. Und dann war es Frühling. Im Frühling ist die ganze Welt schön, wie alle Menschen es in der Jugend sind.

Ilda lehnte sich an die Brustwehr; ihr Herz schlug hörbar; die Meerluft wehte ihr Haar zurück, das hellblaue Kleid, das rothe Shawl; es lag die tiefe geistige Glut auf ihren Wangen, die aus der lebhaftesten innern Bewegung entspringt, und die nur bei Menschen von äußerst zarter Constitution und äußerst lebendiger, ja leidenschaftlicher Empfindungsweise gefunden wird. Diese Glut gleicht den gemeinhin sogenannten schönen Farben gerade so, wie die Rose von Damaskus der Centifolie. Otto stand mit untergeschlagenen Armen neben ihr, und würde sich nicht sehr gewundert haben, wenn sie auf ihrem rothen Shawl, wie auf Flammen, gen Himmel gefahren wäre. Aber er sagte kein Wort. Da faßte sie ihren ganzen Muth zusammen, trat zwei Schritte zurück, sah ihm in's Auge

und sagte, die Hand gegen ihn ausgestreckt, sehr entschlossen, doch leise:

„Sie dürfen nicht von hier gehen, Otto, denn ..“ — (ihre Stimme bebte und ihre Hand zitterte, aber das Auge schlug sie nicht nieder) — „denn ... wir lieben uns.“ — Und es flog ein Lächeln über ihr Antlitz, das sie himmlisch schön machte.

Otto stieß ein leises heftiges Ah! aus und sank überwältigt zu ihren Füßen nieder. —

„O,“ rief er mit jener gepreßten Stimme, die ebensoviel von unterdrückter Klage wie von unterdrücktem Jauchzen hat — „o sage mir, daß Du mich liebst, damit ich mein Glück fasse und daran glaube. Siehst Du, Ilda, davon kann man sterben.“

„Nicht sterben,“ rief sie, „leben und immer leben, lange Ewigkeiten durch die Liebe leben! — und vor Allem: keine Trennung.“

Er sprang auf, faßte ihre beiden Hände in seiner Rechten, drückte sie mit dem linken Arm fest an sein Herz, und sagte: „Doch!“

„Wenn ich aber nicht will“ — sagte Ilda sorglos.

Er umfaßte mit beiden Händen leicht ihren Kopf und rief: „O dieser Kopf könnte mich wahnsinnig machen.“

„Sie sind es, wenn Sie noch jetzt von Trennung reden.“

„Ich rede nichts, denke nichts, will nichts — als

hören, daß Du mich liebst. Sage mir das! dann ist mir, als hätte ich auf die höchste Zinne des Lebens mein Panier gepflanzt."

„Ich kann es wol sagen, hör' zu — aber sieh mich an." — Er sah sie an — doch Ilda fand keine Worte. Sie sank an sein Herz. O, sie war glücklich! — Es war ein Moment, aber ein Moment ganz reinen, seligen Glücks! Vorher und nachher ein Leben voll Schmerz und Entbehrung! Auf dem Todbette gedachte Ilda dieses Moments — und er war vielleicht die einzige Erinnerung, die sie mit in die Ewigkeit hinübernahm.

„O mein Engel, so laß mich von Dir scheiden" — bat Otto.

„Aber Du bist ein Thor! Liebende scheiden nicht ... oder, Herr des Himmels! nein, Otto, das ist unmöglich — Du bist nicht verheirathet?" — Er schüttelte traurig lächelnd den Kopf.

„Oder verlobt?" — Er verneinte abermals schweigend.

„Nun dann bist Du gewiß ein großer Thor!" sagte sie, wieder mit jenem zauberhaften Lächeln. Er hielt sie fest, ganz fest in seinen Armen. Ihr Kopf ruhte auf seiner Brust. Sie sagte:

„Dein Herz ist meiner Meinung: es will zu mir, ich fühl' es."

„Ilda," fragte er plötzlich, willst Du mein Weib sein?"

„Wenn Du es wünschest“ — erwiderte sie langsam.

Er sah auf sie nieder, und eine leichte Blässe bedeckte ihre Wangen.

„Weshalb siehst Du plötzlich so bleich aus, Ilda?“

„Vor Schreck, glaub' ich“ — entgegnete sie unbefangen.

„Ah, Du erschrickst vor dem bloßen Gedanken! Dann kannst Du es ja nicht sein.“

„Ich will es versuchen.“

„Versuchen? und wenn der Versuch mißlingt? und wenn Du unglücklich Dich fühltest vor meinen Augen? . . .“ —

„Ich will nicht unglücklich werden!“ rief sie lebhaft und trat zurück — „es ist entsetzlich, unglücklich zu sein!“

„Und glaubst Du nicht an Dein Glück in einer Verbindung mit mir?“

„Die Ehe ist nun einmal desenchantirt für mich! der Gedanke an die Vergangenheit wird immer wie eine gespenstische Hand über die Gegenwart streifen und mir mit jenen Schrecknissen drohen.“

„Du liebst mich nicht, Ilda.“

„Kann ich mehr thun als es versuchen wollen?“

„Nein, armer Engel, Du kannst nicht mehr thun, aber ich darf es nicht auf den Versuch ankommen lassen.“

„Desto besser!“ sagte sie ruhig. — Nach einer Pause fragte er:

„Ilda, willst Du meine Geliebte sein?“

„Wenn Du es wünschest.“

„Aber,“ rief er ungeduldig, „wünschest Du denn nichts?“

„Nichts — als Dich zu lieben und bei Dir zu sein.“

„Und wenn das unmöglich ist? unmöglich . . . auf jede Weise?“

Sie hob mit einer stolzen Bewegung den Kopf und sprach zwischen Scherz und Ernst: „Ich liebte einen Mann und befahl ihm unglücklich zu sein: er gehorchte. Ich liebe einen Mann und befehle ihm glücklich zu sein: er wird gehorchen. Der, den ich liebe, widersteht mir nicht.“

„Welche kühne Zuversicht!“ sagte Otto überrascht.

„Ja,“ sagte sie, „der, dem man einen goldenen Kelch reicht mit perlendem, funkelndem Purpurwein gefüllt, und nichts von ihm begehrt, weder Dank noch Lohn, nichts, als ihn zu nehmen — der nimmt ihn; aber mein Herz ist der goldene Kelch. Uebrigens bin ich freilich nur die arme Ilda“ — setzte sie demüthig hinzu — „ohne Jugend, ohne Schönheit, und zu keinen Ansprüchen berechtigt, das weiß ich sehr wol.“

„O nur nicht lügen!“ rief er sie parodirend, mit jener Heiterkeit, die das Bewußtsein des Glücks sogar in sehr ernsten Momenten giebt.

„Wir wollen gehen," sagte sie ihr Shawl zusammenziehend, „es wird Nacht und kalt."

„Einen Augenblick noch, Ilda! o nur einen einzigen kleinen Augenblick! er kommt nicht wieder, nie, Ilda! — weißt Du, daß das Wörtchen nie! eine gräßliche Bedeutung hat?"

„Wol weiß ich's! aber es paßt nicht auf uns! Wir haben eine andere Devise, die heißt: immer — und weil wir sie haben, so wollen wir jetzt gehen."

„Nicht gehen!" rief Otto — „sondern bleiben, hier, auf dieser Stelle! sieh mich an, Ilda! o wenn Du gehst — sehe ich Dich ja nie wieder."

„So wollen wir bleiben, seltsamer Mensch" — sprach sie sanft.

Er legte den Arm um ihre Schulter und seine brennende Wange auf ihr lockiges Haupt. So standen sie schweigend, unbeweglich, in und an einander ruhend. Endlich fragte Otto:

„Ist Dir nicht zu kalt, Ilda?"

„Nein, Herz!" — Er küßte leise ihre Locken und Stirn, und rief erschrocken:

„Aber Dein Haar ist feucht und Deine Stirn kühl wie Marmor."

„Es thut nichts — Du wolltest ja bleiben."

„Du bist ein Engel, und ich — ich werde Dich tödten! sag' mir Ilda, wirst Du mir vergeben, wenn ich Dich tödte?"

„O Alles, Alles, Herz!" sagte sie sanft und trau-

rig und sah ihn mit unsäglicher Liebe an; — aber warum fragst Du so seltsam?"

„Komm jetzt," entgegnete Otto gewaltsam sich fassend — „es wird Nacht, das könnte Dir schaden."

Sie stiegen vom Thurm herab. Unten rief er mit einem Ton als ob sein Herz bräche: „Nun wird es wirklich Nacht!" Dann gab er ihr den Arm, behielt ihre Hand in der seinen, drückte sie zuweilen an Mund und Herz, und führte sie nach dem Schloß zurück. Sie wechselten kein Wort. Wenn man sich versteht sind Worte eben so überflüssig, als plump. — Dann ging Otto durch den Park in die Stadt zurück; Ilda in ihr Zimmer. Sie ließ sich im Salon entschuldigen.

Werffen dachte, daß dieser Zeitpunkt ihm günstig sein könne. Wer durfte ihn hindern auch nach Italien zu reisen? diese Ergebenheit mußte Ilda freuen. Die Anerbietung des Barons hatte sie so gerührt! Selbst die unabhängigsten Frauen fühlen bisweilen das Bedürfniß, die Wohlthat des männlichen Schutzes. Er traf in der Stille seine Vorkehrungen.

Der Schlaf mag wol selten ein leichteres, seligeres Herz in sein Reich entführt haben, als Ildas in dieser Nacht. Und golden wie ihr Schlummer war auch ihr Erwachen. Aber es bedeutet Regen, wenn die Frühstunden des Tages von strahlendem Morgenlicht erhellt sind! Sie war kaum angekleidet, als

sie einen Brief erhielt, auf dem sie mit Ueberraschung Ottos Hand erkannte. Sie las:

„Lebe wol, Engel! hab' ich Dir nicht gesagt, „daß ich Dich tödten würde? ich halte Wort, Ilda „— aber Du hast mir Alles, Alles vergeben. Wir „werden uns nie wiedersehen. Ich bin nicht wahn„sinnig, ich habe Alles wohl bedacht, geprüft, er„wogen, die ganze lange Nacht hindurch. Was „gestern Abend eigentlich schon unwiderruflich von „meiner Seele stand, das spreche ich Dir jetzt deut„lich aus: wir sehen uns nie wieder. Ich will Dir „Alles auseinandersetzen, damit Du nicht fürchten „mögest, daß ich dennoch wahnsinnig geworden. „Meine Frau kannst Du nicht werden, selbst wenn „Du wolltest. Du bist an Beschränkung keiner „Art gewöhnt, bist frei, reich, gebietend, kurz, das „Alles, was ich Deiner Existenz nicht schaffen kann, „und was Du mir opfern müßtest. Du bist ganz „unbekannt mit einer Lage, die Dir durch Stand, „Verhältnisse und Erziehung fremd bleiben mußte, „und in die Du Dich nie finden würdest, nie! „trotz Deiner Liebe für mich, trotz Deines guten „Willens. Das bürgerliche Leben ist wie ein Hüh„nerhof, geschäftig, emsig, thätig! armer, weißer „Schwan, Du bist an die kühle, frische Einsamkeit „auf Deinem blauen See gewöhnt, wo Du in träu„merischer Ruhe von den Wellen Dich schaukeln „läßt. Und ich sollte Dich einfangen? nimmermehr!

„ich will lieber Schmerzen über Dich bringen, als „Unglück, und Unglück für Dich ist: in eine Deinem Wesen widerstrebende Richtung gerathen. So „sprachst Du einst."

„Du könntest mir angehören — eben so fest, „eben so tief, eben so heilig, und nicht mein Weib „sein! das weiß ich; aber ich will es nicht. Weil „Du ein weißer Schwan bist, so soll kein fremder, „unreiner Hauch über Dein lichtes Gefieder streifen. „Daß es meinetwegen geschähe, würde mein Leben „vergiften. Vergieb mir, ich kann nicht anders! „— Ich kann auch nicht von der Liebe erzählen, „die ich für Dich im Busen trage. Mir ist als „wäre diese Liebe Eins mit meinem Herzen, als „müsse es stillestehn ohne sie. Schweigend habe „ich Dich geliebt und schweigend werde ich Dich „lieben."

„Die Stunden des gestrigen Abends werden wie „eine unvergängliche Aurora an meinem Horizont „stehen. Du bist die Sonne, die sie dahin gezaubert hat. Ich mögte den Staub unter Deinen „Füßen küssen, daß Du mich liebst, so liebst — „fest, demüthig, opferfreudig, nichts verlangend. Die „großen, heißen Herzen lieben so. Aber ich bin „Deiner Liebe werth, und darum, Engel, sehe ich „Dich nie wieder, obgleich ich — aus der Ferne — „immer Dich im Auge behalten werde."

„Eines halte fest, Ilda: es ist unmöglich, daß

„zwei Menschen wie wir umsonst sich könnten be„gegnet sein. Der Keim ist gestreut, die Blüthe „muß sich entfalten. Wo? — in der Ewigkeit ge„wiß. Darum laß mir den Trost, die Hoffnung, „daß sich an dieser Zuversicht Dein schönes Wesen „emporranken werde. Nimm aus meiner Seele „den Dorn, daß ich Deine helle Bahn verfinstert „habe. Laß keinen Haß zwischen uns sein, noch „Unmuth, Groll oder Bitterkeit. Nur Liebe, meine „Ilda. Deine Liebe wird, wie ein Segen des Him„mels, für's ganze Leben sich auf mein Haupt nie„derlassen, und meine Liebe jeden Deiner Schritte „segnend geleiten. Und nun — fahre wol, mein „Engel."

Ein konvulsivisches Lächeln glitt über Ildas Lippen, krampfhaftes Zittern durch ihre Glieder; dann blieb sie unbeweglich. — —

Einige Stunden mogten vergangen sein, und der alte Baron trat bei ihr ein, um zu fragen, ob übermorgen der Reisetag sei. Er prallte entsetzt zurück vor ihrer geisterhaften Blässe, ihren entstellten Zügen. Er wollte Hülfe rufen. Sie legte den Finger auf die Lippen. Er nahm ihre Hand, sie war eiskalt. Er schrie:

„Um Gottes Willen, sterben Sie nicht!"

Ilda lachte kurz und hell auf; dann sagte sie mit heiserer Stimme:

„Behüte der Himmel, ich sterbe nicht! mein Herz

ist nur gestorben, und das thut weh, weh! — oh! . . ." —

Sie legte einen Finger auf's Herz. Der Brief fiel zu Boden. Der Baron raffte ihn auf:

„Was ist das für ein Unglücksbrief? darf ich lesen?"

„Warum nicht."

Er las, faltete ihn zusammen, legte ihn vorsichtig in ein Portefeuille auf dem Schreibtisch, drückte dann heftig Ildas Hand und sagte:

„Er ist ein edler Mensch."

„Kann sein!" entgegnete sie mit eisiger Bitterkeit — „allein er hat einen fürchterlichen Fehler, der seinen ganzen Edelmuth zu Schanden macht: er kann kein Opfer annehmen, und wer keins annimmt, ist unfähig eins zu bringen."

„O Gräfin, er opfert sein Herz für das, was er als Ihr Glück erkennt."

„Mein Glück?" rief sie heftig, „guter Baron! nur keinen Spott. Wer von meinem Glück spricht, macht sich lustig über mich."

Der Baron setzte sich betrübt, schweigsam, auf's Sopha; er wollte sie jetzt nicht verlassen. Sie schien ihn gar nicht mehr zu bemerken, stand auf und ging im Zimmer hin und her, den Kopf mit beiden Händen haltend, raschen unsichern Schrittes, leise weinend oder singend, — es war nicht genau zu unterscheiden. Plötzlich blieb sie stehen:

„Aber

„Aber hat mir dieser Mensch nicht eine unerhörte Schmach angethan?“ fragte sie den Baron; — „hätten Sie je gedacht, daß man zu mir sagen könne: ich will dich nicht! — zu mir! — Ich habe doch schon viel gedacht, doch das — niemals! — zu mir!“ — Sie richtete sich hoch und stolz auf, ihr Auge flammte vor Zorn. Der Baron glaubte sie auf irgend einen bestimmten Weg hinleiten zu können, und sagte:

„Recht so! nehmen Sie Ihre Kraft zusammen, und verachten Sie den augenblicklichen Schmerz.“

„Den augenblicklichen Schmerz? ja, wenn er augenblicklich wäre! aber kann ich's je verschmerzen, daß ich diesen Menschen verloren habe? Sehen Sie, Baron, wenn ich mich gedemüthigt fühlte oder gekränkt, so würde ich mich in den Stolz hüllen wie in ein Panzerhemd, das man auf der Brust trägt. Aber, bin ich von Eisen und nicht in den Staub zu beugen — oder bin ich von Staub und fliege so hoch empor, daß keine Kränkung mich erreicht — gewiß ist's, daß ich mich gar nicht gedemüthigt fühle.“

„Weil Sie auch gar keine Ursach dazu haben.“

„O, Ursach genug! warum weist er mein Herz in demselben Augenblick zurück, wo ich es vor ihm enthülle? — Nein, das ist's! — enthüllt war es ihm längst, er ist so klug und kennt seine Menschen! — aber, wo ich es vor ihm niederlege?“

„Weil ihm erst da die Unmöglichkeit klar worden ist.“

„Sagen Sie nicht: Unmöglichkeit! — Wenn seine Liebe so stark gewesen wäre, wie seine Seele, so gab es keine Unmöglichkeit. Ach, bei mir hat die Liebe die Seele absorbirt, bei ihm umgekehrt. Das ist der einzige Unterschied zwischen uns."

Auf einmal schwieg sie, horchte, wechselte die Farbe — sie hörte einen raschen Männerschritt und Albrechts Stimme, der fröhlich jemand begrüßte.

„O mein Gott, was ist das?" fragte sie ängstlich.

Der Baron ging zur Thür, öffnete vorsichtig — Polydor stürzte zu Ildas Füßen, und wie Bruder und Schwester hielten sie sich umfaßt, und Beide weinten, als ob sie ihre Seelen in den Thränen ausgießen wollten; Beide weinten zum erstenmal nach einem vernichtenden Schmerz.

„Gott ist gnädig," sagte der Baron und ging zu Otto. Der saß unthätig, den Kopf in die aufgestützte Hand gelegt, auf dem Sopha. Die durchwachte Nacht, Anstrengung, Kampf und Schmerz, hatten seine Züge schärfer, seine Farbe bleicher noch gemacht. Er sah körperlich erschöpft aus; allein auf den fatiguirten Zügen lag eine noch ernstere Entschlossenheit, als gewöhnlich. Eintretend sagte der Baron:

„Ich komme so eben von . . ." —

„Barmherzigkeit!" rief Otto, wie durch eine Feder vom Sopha aufgeschnellt, und seine Hand so fest auf des Barons Mund legend, daß der verdrießlich zurücktrat; — „ich sehe an Ihrer Miene, welchen Na-

men Sie nennen wollten und daß Sie Alles wissen. Aber aus Barmherzigkeit, schweigen Sie, denn Vorwurf, Billigung — Alles würde mir weh thun."

„Meiner Meinung nach haben Sie Recht gethan."

„Bleibt es bei der Abreise?" fragte Otto, seine frühere Stellung nehmend.

„Ich denke, ja. Und eben ist Polydor überraschend gekommen."

„Das ist gut."

„Als er kam, weinte sie. Bis dahin aber — keine Thräne! sie sah aus wie eine Niobide."

Otto drückte heftig sein Gesicht in die Polster des Sophas, und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Nicht einmal von ihr sprechen soll ich?" fragte der Baron.

„Mit wem Sie wollen! — nur nicht mit mir ... nicht jetzt."

„Die Menschen sind so verschieden! den einen verletzt, was den andern erquickt. Dieser findet Trost, wo jener Bitterkeit. Ich meine es gut mit Ihnen, lieber Otto."

„Das weiß ich" — erwiderte er gleichgültig.

„Und wenn Sie vielleicht Nachrichten haben wollen — wenden Sie Sich nur immer an mich; ich bleibe in ihrer Nähe ..." —

„Nichts will ich" — sagte Otto dumpf — weder jetzt, noch einst. Die Nektarschaale habe ich zu-

rückweisen müssen; ein Tropfen daraus würde meinen Durst immer von neuem aufreizen. Mein Herz muß schlafen lernen, immer und ewig schlafen, und das Gewirr des Lebens ist ein guter Opiat, den man zur Betäubung nehmen muß; denn wenn es je erwachte ich würde umkehren und eine Lust darin finden, zu ihren Füßen nicht zu leben, sondern zu sterben." — Er fuhr mit der Hand über die Stirn um die Gedanken zurückzudrängen.

Der Baron sagte ängstlich: „Mein lieber Otto, Sie sind fürchterlich erschüttert und im Innersten aufgeregt — was werden Sie beginnen, wenn wir abgereist sind?"

„Arbeiten."

„O Gott ja, arbeiten — das ist sehr gut, aber... etwas steril."

„O," rief Otto ungeduldig, todt arbeiten, todt lieben, todt leben, todt schießen — das kommt ja Alles auf Eins heraus!"

Der Baron dachte: Solche heftige Menschen müssen auf ihre eigne Weise mit sich selbst fertig werden. Laut sagte er Ottos Hand herzlich schüttelnd: „Morgen nehme ich erst Abschied von Ihnen."

Ilda vergaß ihre Schmerzen, so lange Polydor von seiner Leidenschaft für Regine erzählte, und von dem seltsamen Ende, das diese Leidenschaft genommen. „Denn sie ist vorbei und todt," sagte Polydor; „das letzte Wort dieser fürchterlichen Frau war ein Dolch-

stich, der mich von Wahnsinn befreite. Ich fand meine Kraft wieder in der tödtlichen Kränkung. Das hab' ich nicht verdient."

„Ihr Gefühl hat es nicht verdient," antwortete Ilda, „aber vielleicht Ihr Betragen. Denn da Sie Selbst von Ihrem Wahnsinn reden, so ist es natürlich, daß sich Regine entsetzt hat."

„O, was konnte sie fürchten?" rief Polydor schmerzlich; „fürchtete sie ihre Füße von meinen Thränen benetzt zu fühlen? fürchtete sie in meinen Augen unaussprechliche Dankbarkeit zu lesen? fürchtete sie den Anblick eines glücklichen Menschen, glücklich durch sie, wie er einst durch sie elend war? — O, ein Wesen, das sich davor fürchtet, sollte nur nicht Gestalt und Namen eines Weibes haben, und Sie sollten sie nicht vertheidigen."

„Ich vertheidige nie eine kokette Frau, am wenigsten, wenn sie Ihnen weh gethan. Ich wünschte nur, daß Sie ohne Haß an sie denken mögten, denn Haß erzeugt Bitterkeit, und unsere Schmerzen sollen die Seele läutern, aber nicht vergiften."

„O Madonna," rief Polydor mit tiefer, freudiger Zuversicht — nun bin ich geborgen! nun ruhe ich wieder unter den Falten Deines Schleiers, und Jammer und Klage weichen vor Deinem Lächeln."

„Nicht so, Polydor, sprechen Sie nicht so zu mir!" rief Ilda, und zwei große Thränen fielen wie schwere Perlen von den langen Wimpern — „es klingt wie

Hohn! ach, ich habe von mir selbst das Weh nicht fern halten können! — was kann ich, in jeder Empfindung mein Lebenlang verletzt oder zurückgestoßen, noch für Andere sein?"

„Gnadenreiche" — sagte Polydor wehmüthig — „der Spruch, der geschrieben steht, lautet: und es wird ein Schwert durch Deine Seele gehen! — Die Glorreiche unter den Weibern war auch die Schmerzenreiche, aber dennoch liegt eine halbe Welt zu ihren Füßen voll Anbetung, Vertrauen und Liebe."

„O nur keine Liebe mehr!" rief Ilda mit heißem Schmerz und verhüllte ihr Angesicht.

Zehntes Kapitel.

Drei Tage waren vergangen, ohne daß Polydor bei Gräfin Regine erschien. Das fiel ihr auf. Sie war daran gewöhnt ihn täglich zu sehen, und sie empfand eine unbeschreibliche Leere. Ich bin zu hart gegen ihn gewesen — dachte sie — das hat ihn gekränkt, drum zieht er sich stolz zurück. Er hat Recht! ich muß den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Sie suchte das eleganteste, parfümirteste, mit Gold und Vignette verzierte Papier, und schrieb nichts als:

„Die Zeit wird mir lang ohne Sie. Wenn auch
„Ihnen — so besuchen Sie mich heute Mittag.
„Regine.“

Am Morgen des vierten Tages schickte sie dies lakonische Billet zu Polydor, und harrte in schwebender Ungeduld der Antwort. „Die Langsamkeit der Bedienten ist wirklich zum Verzweifeln!“ rief sie hundertmal, ohne zu bedenken, daß man Flügel haben müßte um vom hohen Markt nach der Roßau schneller als in Dreiviertelstunde hin und her zu gehen.

„Nun, Joseph?“ fragte sie erwartungsvoll den endlich wiederkehrenden Bedienten.

„Herr Polydor sagte, es wäre gut“ — antwortete Joseph.

„Es wäre gut?“ wiederholte sie befremdet; — „und wird er kommen?“

„Das hat er nicht gesagt, gräfliche Gnaden.“

Sie winkte dem Menschen sich zurückzuziehen, und dachte bei sich: natürlich wird er kommen, also braucht er es nicht ausdrücklich zu sagen. Es war erst zehn Uhr, sie konnte also bis zwölf lesen, malen, sticken, schreiben; aber sie that nichts, sie dachte nur: wär' es doch erst Mittag! ich langweile mich zu sehr! — Es schlug zwölf, uud nun ging ihre Langeweile in Ungeduld über, denn es verging eine Viertelstunde nach der andern und Polydor kam nicht. Aber es kamen andere Besuche, und sie plauderte und scherzte sehr liebenswürdig um ihre Zerstreutheit zu verbergen.

Um vier Uhr dachte sie: er ist zu beschäftigt gewesen und wird heute Abend kommen. Das beruhigte sie etwas. Sie machte eine sehr gewählte Toilette und fuhr zum Diner zu einer Cousine.

„Wenn Du nicht in die Oper gehst, so könnten wir eine Spazierfahrt machen" — sagte diese zu Regine.

„Nein, guter Engel," rief Regine lebhaft, „Belisario ist meine Lieblingsoper, die Brambilla singt und spielt hinreißend — verzeih' mir, daß ich Deinen Vorschlag nicht annehme."

„Freilich wenn ich bedenke, daß die Italiener bald gehen, und daß der Prater uns bleibt, so hätte ich auch Lust den Belisario zu hören. Ich habe heute meine Loge weggegeben, allein Du nimmst mich mit, nicht wahr, Liebe?"

„Meine Loge ist Dir natürlich immer geöffnet; aber mitnehmen kann ich Dich nicht, denn ich muß erst nach Hause fahren und einige Briefe schreiben, zu denen ich später keine Zeit finden mögte."

„Was hast Du denn heute noch vor, bester Engel?"

„O nichts! ich meine nichts Bestimmtes — aber Du weißt das findet sich gewöhnlich; wenn man dringend beschäftigt ist."

„Also auf Wiedersehen in Deiner Loge."

Diese Conversation hatten beide Damen nach dem Diner und Regine fuhr sogleich fort.

„Niemand hier gewesen?“ fragte sie ihren Portier.

„Niemand, gräfliche Gnaden.“

Sie ging in ihr Zimmer und ließ Joseph kommen. „Gehen Sie um acht Uhr in meine Loge im Kärnthnerthor-Theater, und machen Sie der Fürstin Gabriele mein Kompliment, ich hätte die Migräne, könnte nicht ausgehen und niemand sehen.“

Ihre Vorkehrungen waren nun getroffen zu Polydors Empfang. Aber er kam nicht, und ihre Ungeduld ging in Angst über. Er mußte krank sein! Nach zehn Uhr Abends war alle Hoffnung ihn zu sehen verschwunden, und sie überlegte, ob sie nicht zu ihm schicken und sich nach seinem Befinden erkundigen solle. Es würde ihn freuen, wenn er krank ist — aber er schläft vielleicht schon, und gewiß wenn der träge Joseph hinauskommt. Morgen ganz früh lieber!

Am andern Morgen stand Regine zum ersten Mal in ihrem Leben und zum Entsetzen ihrer Kammerfrauen um sieben Uhr auf, und schrieb an Polydor:

„Ihr gestriges Schweigen und Nichtkommen, läßt „mich fürchten, daß Sie krank sind. In dem Fall „bitte ich Sie herzlich, lieber Polydor, meinem Be„dienten ausführlich zu *sagen*, wie es Ihnen geht, „wenn Sie nicht *schreiben* können. Sind Sie „aber nicht krank, so bitte ich noch herzlicher, daß „Sie Alles bei Seite werfen und im Laufe dieses „Morgens zu mir kommen mögen. Ich habe viel

„Ihnen zu sagen und vor allen Dingen — Sie „um Vergebung zu bitte."

Nicht der träge Joseph, sondern ein anderer Bedienter wurde mit diesem Billet abgesendet und die größte Eile ihm empfohlen. Doch auch dieser kehrte erst nach Dreiviertelstunde zurück, und antwortete auf der Gräfin athemloses: „Nun?" —

„Herr Polydor sagte es wäre ganz gut."

„Und ist er nicht krank?"

„Ich glaube nicht, gräfliche Gnaden, er schaute recht munter aus."

„Und was that er, als Sie ihm das Billet brachten?"

„Er trank Chocolade, gräfliche Gnaden."

„O Gott nein! als er es nahm!"

„Er las es, legte es auf einen Arbeitstisch und sagte: es ist ganz gut."

Regine starrte den Bedienten an, sank auf eine Ottomane und rief: „Unmöglich!"

„Was befehlen gräfliche Gnaden?" fragte der Mensch verlegen.

„Nichts! gehen Sie." — Sie begriff Polydor nicht. Er war ganz wol, sah munter aus, frühstückte — aber darum muß er ja heute kommen! schloß sie den Gang ihrer Ideen.

Um zehn Uhr ließ ihre Schneiderin sich melden; sie brachte neue Muster zu Sommerkleidern. Es war höchst unwahrscheinlich, daß Polydor so früh kommen

würde, allein Regine hatte keine Zeit für die Schneiderin. „Ich habe zu thun," sagte sie verdrießlich zu ihrer Kammerfrau, „stören Sie mich nicht mit Ihren einfältigen Fragen."

Was sie zu thun hatte, war: im Fenster zu stehen und alle Leute ins Auge zu fassen, die über den hohen Markt gingen um Polydors Ankunft zu erspähen, damit sie nicht durch ihn überrascht würde. Sie verfiel dabei in eine nervöse Aufregung, die sie zwang das Fenster zu verlassen und unruhig auf und ab zu gehen.

Als die Besuchstunde gekommen und Polydor noch immer nicht erschienen war, befahl sie ihre Thür für jedermann, außer für ihn zu schließen. Eine Stunde später dachte sie: O hätte ich doch die Besuche angenommen, sie würden mich zerstreut haben. — Sie widerrief den Befehl. Zufällig aber kam niemand mehr; und auch Polydor nicht Das Fieber der Angst packte sie; ihre Wangen brannten, ihre Lippen waren trocken, die Adern schlugen wie Hammer an Hals und Stirn. Sie befahl anzuspannen und nach seinem Atelier zu fahren. Die Pferde flogen, aber nicht rasch genug für ihre flammende Ungeduld. Endlich hielt sie vor seiner Thür und schickte den Bedienten hinein. Nach zwei Minuten kam er wieder: das Atelier war verschlossen, sein Zimmer auch, und niemand im Hause wußte, wohin er gegangen.

„Zu mir!" rief Regine ganz laut, und setzte

hinzu: „nach Hause — mein' ich, schnell!" Und mit derselben Rapidität ging es heim. Sie fragte nicht den Portier, nicht die Bedienten im Vorzimmer; er mußte ja da sein, er war ja nicht zu Hause! — Athemlos stand sie endlich mitten in ihrem Zimmer und sah sich um — Polydor war nicht da. Ein dumpfer Schrei drängte sich aus ihrer Brust.

Die Kammerfrau, die nach einiger Zeit erschien um nach Toilettenbefehlen zu fragen, fand Regine auf der Ottomane, zitternd, glühend, und sagte:

„Gräfliche Gnaden sind krank, das kommt vom frühen Aufstehen."

„Ja, ich bin krank, ich will zu Bett gehen." — Sie ließ sich halb entkleiden; dann fiel ihr ein, daß es eine große Zögerung verursachen würde, wenn Polydor käme und sie sich wieder ankleiden müßte; — also sagte sie: „Ich will nicht zu Bett gehen, sondern mich auf die Chaise longue legen. Geben Sie mir nur den Peignoir mit hellrothem Tafft gefüttert und gehen Sie." Die Kammerfrau gehorchte, und Regine warf sich in dumpfer Betäubung auf die Polster.

Als man ihr meldete, daß ihr Diner bereit sei, rief sie: „Ist es schon so spät? — Ich will nicht essen, bin krank!" — Und Stunde auf Stunde verging, langsam, bleiern, schleppend. Die Sonne sank, die Dämmerung kam, dann die Nacht.

„Ich muß ihn sehen!" rief sie, sprang auf, schellte, und sagte zur Kammerfrau: „Mich erstickt die Zim-

merluft, ich will fahren — nach dem Lichtensteinschen Palais, und ein wenig im Garten dort ganz einsam spazieren gehen.“ Das Mädchen ging den Wagen zu bestellen, und bald rollte Regine, zum höchsten Erstaunen ihrer Leute, nach dem Lichtensteinschen Palais. Aber der Weg dahin führte an Polydors Wohnung vorbei. Sie sah hin; — alle Fenster verschlossen und dunkel. Sollte sie halten, fragen lassen? — sie schämte sich vor ihren Leuten.

Am Gitter des Gartens, der das Palais umgiebt, stieg sie aus und ging zehn Minuten darin umher, theils weil sie es gesagt hatte, theils um zu überlegen, ob es nicht möglich sei von hier unbemerkt nach Polydors Wohnung zu schlüpfen. Ermattet sagte sie endlich: „Nein, heute noch nicht!“ — Sie hatte also unwillkürlich ihre Hoffnungslosigkeit sich eingestanden. Beim Heimkehren bemerkte sie mit Grauen Polydors dunkle Fenster. „Wenn er fort wäre“ — dachte sie. Ihre Zunge klebte am Gaumen, ihr Herz stand still. „Unmöglich kann er fort sein! weshalb sollte er auch! was ist denn ein Wort — ein einziges, kleines, armseliges Wort? O warum habe ich nicht das ausgesprochen, um das er so flehend, so rührend, so verzweiflungsvoll bat! aber ich liebte ihn ja nicht — damals nicht! o ich Unglückselige!“ —

Kaum angelangt, setzte sie sich an den Schreibtisch und warf mit unsicherer, fliegender Hand diese Zeilen auf's Papier:

„Wenn ein Funke von Barmherzigkeit in Ihrer „Brust lebt, Polydor, so vergeben Sie mir und „bringen Sie Selbst mir Ihre Vergebung. Es „ist möglich — o nein! es ist ganz gewiß, daß „ich sehr gegen Sie gefehlt habe, weit mehr, als „durch das eine, letzte, unglückliche Wort; aber diese „zwei Tage haben mich zur Genüge bestraft. Las„sen Sie Sich versöhnen, Polydor, seien Sie nicht „grausam, das steht dem starken Mann so schlecht. „Die Frauen sind es, weil sie schwach sind, sich bis„weilen nicht zu helfen wissen — o Vergebung! „Vergebung Ihrer Regine.

Sie schellte ihrem Kammerdiener und sagte:

„Damian, dies Billet ist von der höchsten Wichtigkeit, darum müssen Sie es besorgen. Bringen Sie es morgen früh nach seiner Adresse, aber so früh, Damian, daß ich beim Aufstehen, um neun — nicht doch, um acht Uhr, Antwort habe, eine schriftliche Antwort! — sagen Sie dem Herrn, Sie hätten den ausdrücklichen Befehl ohne schriftliche Antwort nicht zurückzukommen. Wollen Sie das pünktlich ausrichten?“

„Zu Befehl, gräfliche Gnaden!“ sagte Damian, versteinert über Reginens Thränen, die in Strömen aus ihren Augen flossen.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr klopfte Damian an Polydors Thür, und als er öffnete, übergab er ihm das Billet.

„Es ist gut,“ sagte Polydor.

„Ich bitte unterthänig um Verzeihung — aber ich habe den Befehl eine schriftliche Antwort zurückzubringen.“

„Ganz recht! warten Sie einen Augenblick im Vorzimmer;“ — und bald brachte Polydor einen versiegelten Brief, den Damian vergnügt in Empfang nahm — denn die Gräfin würde arg geschmält haben, käme er mit leerer Hand.

Nach einer qualvollen, halb durchwachten, halb in Fieber verträumten Nacht war Regine endlich eingeschlafen, als die Sonne hoch am Himmel stand. Da sie aber streng befohlen hatte, man solle sie wecken, sobald Damian mit einem Brief komme, so hatte sie kaum eine halbe Stunde geruht, als eine Kammerfrau leise den Brief auf ihre Decke legte. Mit einer wahnsinnigen Freude rief sie:

„Vorhänge auf!“ und zerriß den Umschlag. Ihre drei Billets an Polydor fielen heraus, die beiden ersten erbrochen, das letzte — unerbrochen; außerdem — keine Zeile. „Es ist vorbei!“ ächzte sie und kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn. Dann zerriß sie maschinenmäßig die Billets in tausend winzige Stückchen und streute sie auf den Teppich. Dann sagte sie: „Vorhänge zu!“ und vergrub sich in ihre Decken um nur nichts — nichts von der Welt zu hören und zu sehen.

Regungslos blieb sie den ganzen Tag im Bett. Sie aß nicht, sie trank nicht, sie bewegte sich nicht. Ihre Augen waren geschlossen. Aber sie schlief nicht.

Der Gedanke Polydor wiederzusehen hielt ihre ganze Seele wie auf der Folter wach. Sie mußte zu ihm! — Daß ihre Leute es bemerken, und wenn sie es bemerkten, daß die Welt es erfahren würde — war ihr ganz gleichgültig. Sie mußte Polydor sprechen, damit er seine Verachtung von ihr nehme. Ungelesen ihren Brief zurückzusenden! — das brach ihren Stolz. Aber wodurch bin ich denn plötzlich so elend geworden? fragte sie sich selbst; — bin ich nicht die schöne, herrliche, angebetete Regine? beugen nicht Alle das Knie vor mir? werd' ich nicht gefeiert wo ich erscheine, weil ich tadellos bin an Leib und Seele? und dieser Mensch, der von dem Blick meiner Augen lebte, mein Sclav war, mein Geschöpf — macht mich elend, weil er es wagt mich zu verachten! Aber das soll anders werden! er soll mich lieben — o lieben, wie ich ihn liebe!"

Es war neun Uhr Abends als Regine aufstand, ein schwarzes Kleid sich geben ließ und einen schlichten Strohhut mit grünem Schleier, und dann befahl, daß der Kutscher sie wieder nach dem Lichtensteinschen Palais fahre. An Polydors Wohnung vorüber rollend, bemerkte sie mit frohem Herzklopfen Licht in seinem Zimmer; so war er denn Gottlob zu Hause! — Wieder stieg sie am Garten aus und ging umher. Ihre Leute genirten sie fürchterlich, besonders der Bediente, der wie eine Schildwach beim Gitter auf und ab ging. Da fiel ihr ein, daß sie den ganzen Tag keinen Bissen gegessen! sie rief ihn, und befahl ihm aus irgend ei-

nem

nem Bäckerladen ihr ein Brödchen zu bringen. Er ging. Der Kutscher saß halb eingeschlafen auf dem Bock — sie nahm den Moment wahr, und huschte, als ob sie Flügel an den Sohlen gehabt, leise und geschwind über die Straße nach Polydors Wohnung Unruh, Angst, Spannung raubten ihr fast die Besinnung. Als sie die Thür des Ateliers öffnen wollte, war sie verschlossen. Sie hörte aber in Polydors Zimmer reden. O Gott, er war also nicht allein! Sie ließ den Schleier fallen und klopfte an die zweite Thür, doch so leise, daß es niemand hören konnte. Da ging die Thür auf, und ein Frauenzimmer trat heraus. Regine fragte fast unhörbar nach Polydor. Die Frau maß sie von Kopf zu Fuß und sagte: „Der Herr ist heute Morgen um zehn Uhr abgereist; wir richten die Wohnung für anderweitige Vermiethung her."

Ein Blick in das Zimmer überzeugte Regine von der Wahrheit der Aussage; es herrschte darin die ganze Unordnung, welche einer neuen Ordnung voranzugehen pflegt. Bunte Feuerfunken tanzten vor Reginens Augen, die Wände des Zimmers drehten sich, ein Sausen wie von heftigem Wind schwirrte um ihren Kopf; sie lehnte sich an die Mauer, denn ihre Kniee wankten; aber das Bewußtsein ihrer Lage schützte sie vor einer Ohnmacht. Sie raffte sich auf und entfloh pfeilgeschwind. Die Frau sah ihr nach, stemmte beide Arme bedächtig in die Seite und sprach kopfschüttelnd zu der, welche im Zimmer beschäftigt war:

„Ein heilloses Volk, die Männer! Nanny, das sag' ich Dir, wenn Du Dich je mit einem einläßt, der nicht sagt: dann und dann ist die Hochzeit, so —. Hier mag wieder mal ein Unglück auf Lebenszeit geschehen sein, denn das Frauenzimmer sah nicht aus, als ob sie gewohnt sei Nachts auf den Straßen herum zu laufen. Nanny, merk' Dir das: nur ein Ehemann taugt was; alle andern Männer taugen nichts für die Mädel."

Nanny seufzte; sie mogte es schon gemerkt haben.

Regine langte eine halbe Minute vor ihrem Bedienten beim Gitter an. Er präsentirte ihr zwei kleine Brode, doch statt sie zu nehmen, löste sie die Hutbänder, stammelte: „Luft!" und sank besinnungslos vor dem Bedienten nieder. „Sackerment!" sagte der, „sie stirbt vor Hunger, denn sie hat heute und gestern nichts gegessen." Er hob sie in den Wagen, und im gestreckten Trabe ging es fort.

Es war, als ob die innere Aufregung ihr nicht einmal die Ruhe der Ohnmacht verstatte. Regine erholte sich im Wagen, vielleicht durch die Erschütterung. „Fort! — Wohin?" das war der Gedanke, auf den sie ihr ganzes geistiges Vermögen richtete, so wie sie es in den letzten drei Tagen auf: „Ihn sehen!" gerichtet hatte. Aber war er auch wirklich fort? konnte er nicht bloß die Wohnung gewechselt haben? Wien ist so groß! —

Zu Hause angelangt mußte Damian sogleich kom=

men, um auf der Stelle ihre Befehle auszuführen. Er sollte auf dem Paßbüreau, bei der Polizei, an allen Thoren, auf der Post, bei Polydors Hauswirthin, Nachforschungen machen, wo er geblieben sei. Damian erwiderte, es sei fruchtlos um diese Stunde, wo alle Büreaus und alle Häuser geschlossen wären. „Es ist zehn Uhr, gräfliche Gnaden,“ setzte er achselzuckend hinzu.

„Also ist er seit zwölf Stunden fort,“ jammerte Regine, „und gewinnt immer mehr Vorsprung durch diese Verzögerung!“

Aber sie mußte sich ergeben. — Das war eine Nacht! endlos wie die am Pol. Regine dachte an keinen Schlaf. Sie ließ in allen ihren Zimmern Licht anzünden und wandelte darin umher, rastlos, einsam, wie ein Gespenst oder eine Wahnsinnige. Bisweilen versagten die Füße den Dienst, dann sank sie zusammen auf dem Platz wo sie eben stand, willenlos, niedergedrückt von körperlicher Erschöpfung, und doch unfähig Ruhe zu finden. Einmal, in der tiefen Nacht, setzte sie sich an's Piano und spielte einen rasenden Walzer von Strauß; es klang schauerlich; ihr graute vor den wilden Jubeltönen, die wie verkappte Verzweiflung klangen; sie brach mitten im Satz ab, und die unaufgelöste Dissonanz schwirrte unheimlich durch den Saal, wie ein aufgescheuchter Nachtvogel.

Ein anderes Mal setzte sie sich sterbensmüde auf den Teppich, und legte den Kopf vornüber gebogen

auf ihre Knie, die sie mit beiden Armen umschlang Dabei fiel ihr reiches, schwarzes Haar aus einander, und rollte schwer über Schultern und Busen herab. Sie erschrack fürchterlich, wie man in nervöser Ueberreizung vor der lindesten Berührung zu thun pflegt, und sagte halblaut:

„Das sind Schlangen, die unter meinem Hirn gewohnt haben und nun nach meinem Herzen kriechen.“ Sie stand auf, wickelte das Haar zusammen, band ein Foulard darüber und murmelte:

„So, so, so! nun sind sie eingesperrt und können mir nichts thun. Besser im Kopf, als im Busen!“

Mit der Morgendämmerung befiel sie ein Frösteln. „Es mag sehr kalt sein auf dem Postwagen, der ihn fährt — weiß Gott wohin!“ dachte sie. — — Das war eine Nacht! — —

Kaum war es Tag, so schellte sie. Ihre Leute mußten auf, heraus, in allen Richtungen sich zerstreuen, forschen, fragen, spähen, und wo möglich in drei Minuten Antwort bringen. Die Kammerfrauen beschworen sie zu Bett zu gehen, irgend etwas zu nehmen, sich wenigstens wärmer zu kleiden, denn ihre Hände und Füße waren eiskalt, weil sie die ganze Nacht im leichten Peignoir verbracht hatte.

„Sobald ich Nachricht habe, will ich Alles thun.“ Dabei blieb Regine.

Aber es vergingen Stunden darüber, denn alle Bedienten, die schnell wiederkehrten, hatten nichts er-

fahren. Endlich brachte Damian genauen Bericht: Polydor hatte sich einen Paß über Berlin nach Rom ausfertigen lassen und war mit dem Eilwagen abgereist. — Ueber Berlin — also ging er zu Ilda; dann nach Italien! Dies war ein Haltpunkt. Die unerhörte Spannung ihres Wesens ließ nach, die Kraft brach zusammen, man mußte sie in's Bett tragen, es wäre ihr unmöglich gewesen den Fuß zu heben, die Hand zu regen — sie lag wie in Starrsucht.

Ein heftiges Fieber löste diesen Krampf und rettete sie vielleicht vor Geisteszerrüttung. Es verging eine Woche bevor sie sich erholte. Nun fing sie wieder an nachzudenken über den einen Gegenstand: sie mußte Polydor wiedersehen, wissen, daß er sie noch liebe, ihm sagen, daß sie ihn liebe. Sie mußte ihn aufsuchen, ihm begegnen. O Gott, wie war die Welt so groß und weit. Aber er wollte ja nach Italien. Bei Botzen lebten seine Eltern, die er nicht gesehen, seit er vor drei Jahren Tyrol verlassen! gewiß besuchte er sie! vielleicht erst im Herbst — aber über Botzen ging er gewiß! Dahin mußte sie. Von dort aus konnte sie ja an Ilda schreiben, an diese Frau, die Polydor nie anders als seinen Schutzengel genannt. Ilda wird helfen! —

Regine erklärte ihrem Arzt, daß sie Wien verlassen und sich nach Ischl begeben werde. Er fand die Jahreszeit viel zu früh um sich schon jetzt zwischen die hohen Berge von Ischl zu wagen. So wolle sie

einstweilen in Salzburg und Tyrol etwas umherreisen, denn Veränderung der Luft und Umgebung sei ihr durchaus nothwendig. Das fand auch er. Hoffnungsvoll trat Regine ihre Reise an.

Elftes Kapitel.

Zu Ildas höchstem Erstaunen ließ sich Werffen am Tage vor ihrer Abreise mit der Bitte bei ihr melden sie allein zu finden. Erwartungsvoll, und doch innerlich zerstreut sah sie ihn an, als er etwas prätentiös bei ihr eintrat. Ottos Unsichtbarkeit in diesen letzten Tagen, vielleicht auch eine unvorsichtige Aeußerung des Barons, hatten ihm einen seltsamen Muth gegeben.

Er debütirte mit der Bitte, Ilda möge ihm erlauben in ihrer Gesellschaft die Reise nach Florenz zu machen, weil er sich davon den höchsten Genuß verspreche. Ilda erwiderte:

„Ich kann Ihnen nicht verbieten Sich dem Baron und mir anzuschließen, da Sie aber wissen in welcher Absicht ich nach Italien gehe, so werden Sie

mich entschuldigen, lieber Werffen, wenn Sie in mir nicht die gehoffte angenehme Gesellschafterin finden."

„Ich habe auch noch eine andere Absicht dabei."

„Das ist denn freilich recht gut" sagte sie gleichgültig.

„Es ist die Hoffnung, daß Sie mich näher — und vielleicht den Mann in mir kennen lernen werden, dem Sie Ihr künftiges Glück anvertrauen."

Ilda starrte ihn sprachlos mit großen Augen an. Er fuhr fort:

„Warum denn nicht? ich habe eine aufrichtige, innige Verehrung für Sie, Gräfin, das wissen Sie längst; Ihr Herz zieht mich an, Ihr Geist fesselt mich, Ihr ganzes Sein erfreut mich. Ich bin ein Mensch wie Sie ihn als Freund und Stütze brauchen, ruhig, kalt, fest — geben Sie mir Hoffnung!"

„Nein, denn ich liebe Sie nicht."

„Das weiß ich! aber die Liebe als Leidenschaft, d. h. als übermächtiges Gefühl, wünsche ich mir nicht in der Ehe, weil es Ansprüche macht, die unmöglich erfüllt werden können. Hingegen dürfen Sie mir Ihre Achtung nicht versagen, nicht das Vertrauen, daß ich unter allen Umständen Sie schirmen und ehren werde. Sie aber — abgesehen von Ihren großen Gaben, Gräfin — können mit dieser Glut Ihres innern Wesens und diesem Glanz Ihrer Gestalt jeden Mann beglücken."

Ein helles Roth flammte über Ildas Wangen,

sie warf einen Blick voll unsäglicher Verachtung auf Werffen und sagte kalt:

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, um so mehr, da ich sie nicht von mir habe.'

Er sagte traurig: „Ihre Vorurtheile machen, daß Sie ihre Bestimmung verfehlen und außerhalb — sei es drunter oder darüber — aber stets außerhalb der Sphäre des Weibes stehen."

„Auf die Weise wie Sie es mir vorschlagen, habe ich vor zehn Jahren schon versucht meine Bestimmung zu erfüllen, und ward nicht glücklich und machte nicht glücklich. Damals konnte man mit meiner Jugend und Unerfahrenheit, mit meiner Unwissenheit über die Verhältnisse und mich selbst, Nachsicht haben; jetzt aber kenne ich mich; was einst nur Leichtsinn war, würde jetzt Lüge sein — ich kann nur den Mann beglücken, den ich liebe, und was ich beglücken nenne, ist sein Wesen ergänzen, seine Sehnsucht befriedigen, seiner Richtung mich anschmiegen, seinem Winke folgen, sein Leben in Noth und Tod durchleben, einen Weg haben, einen Zweck, eine Hoffnung, ein Grab. Es ist ganz gewiß, Herr von Werffen, daß ich nie auf diese Weise einen Mann beglücken werde, aber — ich begreife nun einmal keine andere. Endlich — fügte sie ein wenig ungeduldig hinzu — kennen Sie ja längst meinen Widerwillen gegen die Ehe. Ich mag nicht den Champagner durch Wasser nüchtern machen."

„Ich bewundere Ihre gute Laune, Frau Gräfin;

doch erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß vielleicht in spätern Jahren Reue Sie heimsuchen wird, wenn Ihr Herz nicht mehr so heiß schlägt und Ihr Genius nicht mehr so hoch fliegt."

„Wenn Herz und Genius matt geworden sind, bin ich die ächte Ilda nicht mehr, und was ich alsdann bereue und bedaure, kann nur gleichgültig sein. Doch das glauben Sie mir gewiß: nie werde ich bereuen nach meiner Ueberzeugung gehandelt zu haben."

„Theure Gräfin, besinnen Sie Sich nur, ob es wirklich Ueberzeugung und keine vorüber rauschende Leidenschaft ist, die Sie so sprechen und handeln läßt."

„Herr von Werffen," sagte Ilda nach kurzem Besinnen — „ein Wort wird unser Gespräch enden: nicht nur, daß ich Sie nicht liebe — ich liebe einen Andern."

„Das weiß ich" — sagte er ruhig.

Ilda rief in höchster Ueberraschung: „Wenn ich Sie begriffe, würde ich Sie vielleicht bewundern — jetzt aber kann ich mich nur verwundern."

Mit unerschütterlicher Ruhe entgegnete Werffen: „Sie sehen, daß eine Liebe, die kein bestimmtes, erreichbares Ziel hat, zum Unheil oder zum Unglück führt. Das sollte Sie bestimmen Sich gegen ähnliche Fälle gleichsam zu verschanzen in den Schranken des Familienlebens. Sie stehen hoch und einsam, wie jede geistige Größe; Sie sind unwiderstehlich anziehend für Männer d'une certaine trempe; von Liebe

und Anbetung wird man Ihnen gern und viel sprechen . . ."

Ilda sagte halb belustigt, halb geärgert: „Sie irren Sich ganz und gar, Herr von Werffen; denn ich bin weder Tänzerin noch Kunstreiterin, und imponire viel zu sehr um Liebe einzuflößen."

„So ist es doppelt traurig für Sie, wenn Sie lieben ohne Gegenliebe! und deshalb eben mögte ich Sie so gern für eine Sphäre gewinnen, wo das Herz des Weibes sein Genügen hat."

„Ihre Güte verdient meine ganze Dankbarkeit, aber wir verstehen einander nicht, unsere Seelen bleiben sich für alle Ewigkeit fremd; denn Sie meinen das Herz könne je sein Genügen haben, und das glaube ich nicht. Ach, Werffen, das Herz ist eine Gottheit! es liebt, es weiß, es sieht, es verzeiht; es durchdringt die Zukunft, es tödtet, es beseelt — o es ist viel zu mächtig für unsere dürftige Erde, und jene unsägliche Melancholie, die in den seltenen flüchtigen Momenten unsers höchsten Glückes über das innerste Wesen sich ausbreitet — sagt uns das deutlich genug. Vielleicht haben nicht alle Menschen solche flammende Herzen — ich wünsche und glaube es — und vielleicht haben die es besser auf der Welt; aber ist es denn unsere Bestimmung es gut und behaglich zu haben? Unser Wesen müssen wir durchbringen, retten, aus Kämpfen und Stürmen, das göttliche Gepräge in uns darf nicht abgegriffen werden durch die Betastung der Welt, und

wem von Gott das flammende Herz gegeben ward, der darf keine Asche darauf streuen."

„Fern von mir das zu begehren! nur in einer natürlichen Richtung soll es flammen" — rief Werffen, angeregt durch Ildas Lebhaftigkeit, und wollte ihre Hand ergreifen.

Aber sie zog die Hand zurück und entgegnete: „Das Geliebte giebt uns die Richtung — für Alles andere ist man unbeugsam."

„Sie sind es wirklich! und ist es Ihr letztes Wort zu mir?"

„Ueber diesen Gegenstand — ja."

„So ist es überhaupt Ihr letztes, denn ohne Hoffnung mag ich nicht in Ihrer Gesellschaft leben — dann gehe ich morgen nach Paris."

„Mögen Sie glücklich leben." So trennten sie sich auf immer — Ilda vollkommen gleichgültig; Werffen mehr überrascht als betrübt.

Der Baron ging Abends zu Otto und fand ihn nicht. Wunderlicher Mensch! dachte er; hätte doch wol Abschied von mir nehmen können. Er schrieb auf sein Visitenbillet ein Paar freundliche Worte, und die Nachricht, daß die Reise am nächsten Morgen um sechs Uhr angetreten werde. „Wo ist denn Herr Otto?" fragte er die Leute im Hause.

„Spazieren geritten mit mehren Herren — Nachmittags schon."

„Spazieren geritten! comme si de rien n'était!"

Otto war der Aufforderung einiger guten Freunde gefolgt, die höchlichst dadurch überrascht waren. Sie hatten sicher geglaubt, er werde den letzten Abend vor Ildas Anwesenheit in Ruhenthal zubringen, und ihn nur aus Neckerei oder Zufall eingeladen. Sie hätten ihn gern gefragt — aber er imponirte ihnen so, daß keiner diese Verwegenheit hatte. Leise Anspielungen überhörte er mit einem Gleichmuth, als ob sie ihn so wenig wie den Kaiser von China angehen könnten. Er war in der Unterhaltung ganz wie gewöhnlich, vielleicht etwas ironischer. Das geschärfteste Auge — das der Liebe ausgenommen, wie sich von selbst versteht — hätte nicht seinen Seelenzustand erspäht.

Es war Nacht, als er heimkehrte. Die Stille, die Frische, die Einsamkeit, weckten die heiße, den ganzen Tag zurückgedrängte Sehnsucht, Ilda noch einmal, aus der Ferne wenigstens, zu sehen, ihre Stimme zu hören! — er ging nach Ruhenthal. Der Portier am Gitter des Parks öffnete gern, obgleich nach zehn Uhr Abends kein Besuch mehr erlaubt war, und versprach auch, nach einem freundschaftlichen Händedruck, das Gitter offen zu lassen. Otto ging zuerst auf den Thurm am Fluß, wo Ilda mit jener heiligen Zuversicht, die nur eine edle Seele haben kann, gesagt hatte: „Wir lieben uns." Doch bald durchstreifte er die Alleen, und stand vor dem Schloß. Der Salon war dunkel, einzelne Fenster erleuchtet; es hatten sich also die Bewohner in ihre Zimmer zurückgezogen. Er ging nach

der andern Seite, die Ilda bewohnte. Da war Licht, und die langen Glasthüren, die in den Blumengarten führten, standen geöffnet. Große Etageren mit Blumentöpfen bedeckt, waren in diesem Gärtchen, zwischen den Beeten und seltenen Gesträuchen gruppirt, und verschatteten leicht eine Gestalt; er konnte unbemerkt näher treten. Ilda war in ihrem Zimmer mit einem jungen Mann — also Polydor! Otto sah ihn an mit einer leisen Aufwallung von Neid und Eifersucht, aber sie verschwand als er bemerkte, daß Ilda Polydor so ganz anders ansah, als sie ihn angesehen. Ilda wählte Zeichnungen aus einem großen Portefeuille, und Polydor legte sie sorgsam in ein kleineres. Auf einmal rief er:

„Aber was ist das für ein Kopf, der nun schon auf dem dritten Blatt wiederkehrt, und der Mittelpunkt der ganzen Arabeske zu sein scheint? Ein Porträt — nicht wahr? denn es sind Nüancen in dieser Physionomie, die man schwerlich erfindet."

„O, nicht fragen!" — sagte Ilda bittend; „unterwegs werde ich Ihnen Alles erzählen."

Polydor schwieg betroffen, und schweigend vollendeten Beide ihr Geschäft. Dann nahm er das kleine Portefeuille und sagte:

„Wir wollen diesen Bildern einen sichern Platz beim Aufpacken geben, drum nehm' ich sie mit. Gute Nacht, Madonna."

Ilda nickte ihm freundlich zu, und er entfernte

sich. Otto konnte jede Miene sehen, jedes Wort hören. Er war ihr so nah und sie wußte es nicht. Giebt es denn keinen Zug der Geister? fragte er sich schmerzlich; ahnet sie wirklich meine Nähe nicht? Auf einmal trat er bestürzt zurück, denn Ilda verließ das Zimmer und wandelte langsam auf dem breiten, mit Hyazinthen eingefaßten Wege vor ihren Fenstern auf und ab. Es war unmöglich, sie konnte ihn nicht gesehen haben, im Zimmer helles Licht, draußen Finsterniß, denn die Sterne funkeln nur und leuchten nicht — doch war ihm, als ob sie zu ihm komme, und er wollte ihr unsichtbar bleiben: darum trat er betroffen zurück. Ach, sie hatten sich ja nichts mehr zu sagen. Und er würde doch seine Seligkeit drum geben, noch einmal zu ihren Füßen liegen, noch einmal sie in seine Arme schließen zu dürfen. Aber würde sie es ihm noch jetzt erlauben, wie an jenem Abend? konnte er es in ihren Augen noch verdienen? — — Er drückte die Hand auf's Herz und stand regungslos, mit seinem Blick auf ihr ruhend, als wolle er sie in seine Seele hineinziehen. Sie sah ganz feenhaft aus in dieser tiefen, stillen Abgeschiedenheit, von niemand beachtet sich wähnend, mit diesem magischen, tiefsinnigen Blick, mit diesen unbegreiflich graziösen Bewegungen. Wenn Polydor da gewesen wäre, so hätte er jede Stellung nachzeichnen können, mit denen sie ihre Gedanken begleitete, oder eigentlich: in welche ihre Gedanken sie warfen. Mitunter vergaß Otto ganz, daß

er sie liebe, und bewunderte sie nur, wenn sie wie eine Göttin oder eine Priesterin, das Haar aus der Stirn strich, den Kopf emporhob, und zu den Sternen hinauf sah, stolz, kühn, beinah herausfordernd. Und wenn dieser Kopf, wie vom Blitz getroffen, herabsank, und die Hände sich schmerzlich auf Brust und Stirn legten, oder wenn sie in banger Trostlosigkeit sie rang, so zerschmolz seine Seele in Mitleid, und ihm war, als müsse er sie zurückreißen von dem Altar, an dem sie geopfert werden sollte. Aber dann stand sie bisweilen da, das Haupt nicht geknickt, nur sanft gesenkt, weich zur Seite gewendet, lieblich und zart wie eine Perle, träumerisch lächelnd — o! so hatte sie an jenem unvergeßlichen Abend vor ihm gestanden! und warum zog er sie denn nicht an seine Brust? . . . sie liebte ihn ja. Und dann hob sie den Arm, und schlang ihn mit einem Ausdruck von endloser Ermüdung um ihren Kopf, und der andere hing herab, als gebe es für sie nichts mehr zu thun: so glich sie einem Schwan, der zum Schlaf den Kopf unter den Flügel legt; der weite weiße Ermel verhüllte halb ihr Gesicht. — O komm zu mir! rief seine ganze Seele; ruhe bei mir! Aber Ilda hörte ihn nicht. Endlich drückte sie die Fingerspitzen ihrer beiden Hände mit einer Inbrunst an die Lippen, als ob sie ihr tiefstes Wesen in dem Kuß aushauchen wolle, und breitete dann schnell und heftig die Arme aus, damit die Nachtluft den Kuß von ihren Fingern streifen und zu seiner Bestimmung

tragen möge. Otto that einen Schritt vorwärts. Ilda fuhr zusammen, lauschte, blickte erwartungsvoll in das Dunkel hinein — Alles still! wehmüthig schüttelte sie den Kopf und trat in ihr Zimmer zurück, die Glasthür hinter sich schließend. Es schlug zwölf Uhr und sie ging in ein Nebenzimmer, dessen geschlossene Jalousien ihm nicht erlaubten hinein zu blicken; aber es war Licht darin. Otto wartete mit brennender Ungeduld auf ihre Rückkehr, denn sie mußte wiederkommen — die Lampen brannten noch auf ihrem Arbeitstisch. Er wußte selbst nicht, was er wünschte und wollte — vielleicht den Kuß ihr wiedergeben! auf jeden Fall sie sehen — zum allerletzten Mal! — Statt ihrer erschien nach einer Weile ihre Kammerfrau, ordnete die umherliegenden Sachen, verschloß einige, löschte dann die Lampen und verließ das verfinsterte Zimmer. Es ist vorbei! ich sehe sie nicht wieder! seufzte Otto. Doch entschlossen setzte er hinzu: Ich will aber! — Der matte Schein hinter den grünen Jalousien verrieth eine Nachtlampe. Er dachte: Ich werde warten bis sie schläft, und dann noch einmal sie sehen! es ist Raserei, glaub' ich — aber damit kann man Alles wagen! Er ging auf und ab wo Ilda gegangen war, und pflückte Blumen gedankenlos, oder um die Zeit hinzubringen. Das letzte Viertel des Mondes schwebte langsam und melancholisch am Himmel empor, und hing als Nachtlampe der Erde zwischen den Baumwipfeln, die sich un-

ter dem silbernen Nachen wie dunkle Wellen hin und her bewegten. —

Otto öffnete die Glasthür und stand in Ildas Zimmer. Der Teppich verhehlte jeden Schritt. Er warf sich auf den breiten, niedrigen Divan und lauschte. Todtenstille herrschte im ganzen Schloß; es war wie ausgestorben. Nun, dachte er, ich weiß wol, daß es Raserei ist — aber was thut's denn! — Er stand auf und legte die Hand an das Thürschloß des Nebenzimmers. Himmel, wenn sie erwachte! — sein Arm sank kraftlos herab und er hörte sein Herz klopfen. Dann sagte er fest: Sie soll aber schlafen; — und öffnete vorsichtig. Ilda schlief. Das Nachtlicht warf einen matten Perlenglanz, aber zugleich tiefe Schatten auf ihr Gesicht, das, nicht durch die Augen gelichtet und erheitert, unsäglich traurig war, der Mund so melancholisch, und vollends die breiten, langbewimperten Augenlieder! Im Schlaf trägt das Gesicht das Gepräge der gewöhnlichen Seelenstimmung. O mein Engel, dachte Otto bittend, wenn Du mich anlächeln könntest! — Und selbst im Traum seinem Wunsch folgend, glitt über ihre Züge ein zauberhaftes Lächeln, wie der Silberblick über das zerschmelzende Metall. Sein Herz drohte zu brechen in Wonne und Wehmuth. Unhörbaren Schritts nahte er sich und blieb am Fußende des Bettes stehen, ernst, schwermüthig, schön wie ein Genius, der den Schlummer der geliebten stillen Gestalt bewacht. Ihre Hände lagen

auf der Decke, rein, weich und sorglos, wie weiße Lilien; wenn auch Herz und Seele — die Hände wenigstens hatten nie mit dem harten Leben gerungen. Er bog sich nieder und küßte lose, leise die Hand. Dann blickte er im Zimmer umher — Alles so einfach, schneeweiß, ruhig, wie die Zelle einer Nonne. Er wollte etwas mitnehmen aus diesem Zimmer, was sie oft berührt oder in Händen gehabt. Da standen ihre kleinen schwarzen Schuh; auf dem Tisch vor ihrem Bett lag ein Taschentuch — das nahm er, ihr Name war darin gestickt. Aber, o Himmel! wenn er das könnte! warum nicht? sie schlief ganz fest. Ihr lockiges Haar war in Zöpfen um ihren Kopf gelegt, wodurch Stirn und Schläfen, jung und frisch wie bei einem Kinde, frei waren; aber eine Locke war nachlässig nicht mit aufgeflochten, hing an der Wange herab — und diese Locke wollte er haben. Zwischen den kleinen Geräthschaften auf der Toilette, griff er behend eine Scheere heraus, und schnitt mit sicherer leichter Hand die Locke ab. Nun hatte er Alles! . . . Nun konnte er, mußte er gehen! . . . Einen Augenblick flog ihm der Gedanke durch den Sinn: Wecke sie auf, sie liebt dich ja, du bist ein Thor, daß du es nicht thust — — oder ein Wahnsinniger wenn du es thust! Das war der Schluß. Er drückte die geballte Hand vor die Stirn, küßte noch einmal ihre Hand, und verließ das Gemach; ohne sich umzublicken. Die Thür zwischen beiden Zimmern schloß er nicht, um

Geräusch zu vermeiden. Als er die in den Garten führende Glasthür hinter sich zudrückte, erwachte Ilda und rief, sei es in Folge eines Traums, sei es daß sein Name ihr erster Gedanke war: Otto! Otto! — Aber er hörte sie nicht und eilte davon durch die verschwiegene Nacht.

Als die Kammerfrau in der Frühe eintrat, war sie nicht wenig überrascht die Thür geöffnet und den Fußteppich mit zerstreuten Blumen bedeckt zu sehen. Das ist ein wunderlicher Einfall vom Gärtner, dachte sie. Ilda sah die Blumen, vermißte die Locke, das Taschentuch — aber sie wußte nichts. Ahnen mogte sie die Wahrheit. — Um sechs Uhr ertönten zwei lustige Posthörner. Der Baron und Polydor fuhren in zurückgeschlagener Kalesche voran. Ersterer blickte nach Ottos Fenster hinauf ohne ihn zu erspähen, der hinter dem zugezogenen Vorhang stand. Ilda folgte im andern Wagen, aber er war verschlossen und ihr Schleier herabgelassen, damit niemand die Thränen sehen möge, die in Strömen aus ihren Augen flossen. So fuhr sie unsichtbar an ihm vorüber, wie eine verhüllte Gottheit. Und das sollst Du mir bleiben, Engel! sagte er laut, als der Wagen verschwunden war, und legte Ildas Taschentuch auf seine brennenden Augen.

Zwölftes Kapitel.

Sie reisten durch den erwachenden Frühling dem heitern Süden zu; aber Keiner war in wirklich heiterer Stimmung. Polydors Leidenschaft für Regine war wol erloschen, wie die Rakete, die feurig zum Himmel steigt, und wenn sie ihren Kulminationspunkt erreicht hat, todt zur Erde fällt; aber es war doch, wie Ilda ihm einst geschrieben, eine Saite in seinem Herzen gesprungen; diese Saite war das Bewußtsein der fürchterlichen Täuschung über seine eigene und die fremde Liebe. Wenn das Lüge sein konnte, wo werd' ich Wahrheit finden? und welch ein vernichtender Gedanke durch die Sehnsucht nach der Wahrheit getrieben, vielleicht von einer Täuschung in die andere zu fallen! Nein — nichts lieben, als die Kunst, die lügt nicht, die quält nicht, die lohnt mit himmlischen Entzückungen, dem der ihr huldigt . . . — Aber keine Frauen mehr! — So dachte Polydor.

Auf Ilda lag eine unbesiegliche Traurigkeit. Sie war zuweilen sehr munter, scherzend, gesprächig — aber von einer zu gewaltsamen Lebhaftigkeit. Sie

warf sich in die Außenwelt, Zerstreuung suchend, Betäubung ersehnend; sie wollte sich unterhalten, um die unsägliche Leere in ihrem Busen auszufüllen, und daß ihr dies mühsame Streben doch mißlang, daß sie die ganze Kraft ihres Seins aufbieten mußte um sie nutzlos zu verschwenden, das drückte sie zu Boden. „O," sagte sie zu Polydor, nachdem sie ihm Wort gehalten und ihre Liebe ihm erzählt hatte — „das Leben ist so schön, wenn es schön ist! und jetzt erscheint es mir wie ein Galeerensclav, an den ich durch eine Kette geschmiedet bin. Wir müssen unsern Weg zusammen machen, ich muß arbeiten, ringen, flehen, verzweifeln, und immer wieder arbeiten, und der Unhold an den ich gefesselt bin, hilft mir nicht, geht pfeifend neben mir, verspottet mich und mein Elend durch seine grelle Lustigkeit, höhnt mich, indem er sagt: es wird besser werden, du gewöhnst dich, du bist stark! . . . O Polydor, nie hab' ich geglaubt, daß das Leben ein solcher Unhold sein könne."

Der gute Baron sah Ildas Anstrengungen an ihrem Schmerz scheitern, und betrübte sich aufrichtig, ohne doch im Stande zu sein ihr irgend einen Trost zu bieten, und diese Unzulänglichkeit sehr gut fühlend. Seit zehn Jahren, seitdem er aufgehört hatte, gleichsam auf eigene Rechnung sich mit Frauen zu beschäftigen, hatte er sich an Ilda attachirt, anfangs aus langer Weile, später aus Interesse für ihre anmuthige Persönlichkeit, endlich aus Gewohnheit. Sie war ihm

lieb wie ein Kind, vielleicht schmeichelte es auch seiner Eitelkeit in freundschaftlicher Verbindung mit ihr zu stehen — kurz, sie war die Sonne um die er sich als kleiner dunkler, doch treuer Mond drehte. Die Nebel und Wolken, welche seine Sonne verdüsterten, ängstigten ihn, weil er fürchtete, sie werde nicht Licht genug behalten, um sie endlich doch zu durchbrechen. Und durchbrechen mußte sie das Gewölk; das lag in ihrer Natur; das hatte sie bewiesen nach Lord Henrys Tod. Er sagte ihr das auch einmal und fügte hinzu:

„Ein Wesen wie Sie ist nicht von Sich Selbst noch von Andern zu berechnen; es überrascht immer; es wird auch jetzt wieder eine neue Wendung machen, die es noch schöner, noch vielfältiger darstellt.“

Ilda entgegnete: „Ich weiß wol, daß wir Statuen gleichen, die der Cicerone langsam auf ihren Postamenten dreht, damit gehörig ihr schönes Profil und ihr schöner Rücken bewundert werde; aber ich bin's entsetzlich müde diese Wendungen zu machen, denn an der Bewunderung liegt mir nichts, und ich bemerke, daß man dabei etwas aus dem Gleichgewicht, und in so heftige Schwankungen geräth, daß die Welt mitzuschwanken scheint. Und ich versichere Sie, das ist ein unbehagliches Gefühl.“

„Sie werden sagen wie einst: ich will mit meinem Schmerz fertig werden, — dann hören alle Schwankungen auf.“

„O, ich will nichts mehr! ich will auch nicht ihn lieben, sondern nur frei sein, ein Lüftchen im Aether, ein Tropfen im Meer! — Ich denke immer an den alten Götz von Berlichingen, der sagt: Wen Gott niederwirft, richtet sich nicht selbst wieder auf. Mich hat Gott niedergeworfen. Ich glaubte mich unverwundbar, wie Achill; ich glaubte der Pfeil des Schmerzes würde von mir abprallen; diese Zuversicht machte mich vermessen und ich glaubte mich unwiderstehlich. Das war Hochmuth und ich bin von ihm geheilt — aber ich habe den Glauben an meine Kraft verloren."

Sie kamen nach Nürnberg, von der Ilda zu Polydor als von ihrer Lieblingstadt in Deutschland gesprochen, und er fand, daß sie diesen Vorzug verdiene. Er verlebte zwei selige Tage zwischen den Gebilden voll Kraft, Anmuth und Phantasie, die aus den Mirakelhänden von Peter Vischer und Adam Kraft hervorgegangen — und in der Lorenzkirche, die an Grazie ohne Gleichen zwischen ihren deutschen Schwestern ist. Ilda begleitete ihn, versuchte zu zeichnen, wie er — versuchte zu schreiben — es ging nicht! sie sagte:

„Ich habe nicht Seele genug mir zu Gebot, um den Stein zu beleben — und so bleibt er mir eben... Stein."

In München war es dasselbe. Es giebt Stimmungen, in denen die Meisterwerke der Kunst keinen andern Eindruck machen, als die eines Schattenspiels an einer weißen Wand. Ueber Innspruck und den

Brenner, kamen sie nach dem schönen, warmen, von südlicher Vegetation umgebenen Botzen — Polydors freundlicher Vaterstadt, einst seinem kindischen Auge die herrlichste der Erde.

Im Gasthof empfing sie eine junge, wunderhübsche Wirthin — wunderhübsch, obwol in einem Zustand, welche der Frauenschönheit höchst ungünstig ist — kurz vor der Niederkunft. Kaum war Polydor aus dem Wagen gesprungen und in die Thür getreten, so rief er freudig:

„Grüß Dich Gott, Apollonie!" und schüttelte herzlich ihre Hand. Die junge Frau konnte in dem vornehmen Herrn mit schwarzem Reisemützchen und hellbraunen Handschuhen, unmöglich den Knecht ihres Vaters erkennen; sie hielt ihn für einen Reisenden, der vielleicht schon öfter ihren Gasthof besucht, denn allerdings kam er ihr nicht ganz unbekannt vor — und sie machte ihm ihre beste Verbeugung.

„Aber kennst Du mich denn gar nicht mehr, Apollonie? ich bin ja der Polydor" — sagte er, ihre Hand festhaltend.

„Jesus Marie, der Polydor!" jauchzte Apollonie, und die Freude gab ihren Wangen die früheren Farben zurück, „freilich erkenne ich Dich nun! aber Du bist groß und schön worden!"

„Und Du — glücklich, wie ich sehe."

„Ich hab' einen gar braven Mann" — sagte sie zwischen Verlegenheit und Stolz schwankend.

Ildas Wagen fuhr vor. Polydor ging ihr entgegen und sagte:

„Hier bring' ich Ihnen Apollonie, meine erste Liebe! aber gestehen Sie, daß ich kein sonderliches Glück mit meiner Liebsten habe; es ist höchst verdrießlich, sie gerade dann wiederzufinden, wenn sie in Wochen kommen soll." —

„Ich lobe die Apollonie drum," entgegnete Ilda lachend; „so machen es verständige Leute."

Aber Apollonie hatte sich schon bei dem Baron entschuldigt, daß die Herrschaften nicht sehr bequem logirt sein würden, weil ihr Haus bereits Gäste habe — und wiederholte jetzt auch vor Ilda ihre Entschuldigung.

„Im Nothfall wohne ich bei meinen Eltern," sagte Polydor, „und werde gleich hinausgehen, um mir ein Plätzchen auszubitten."

„Nun, die werden eine Freude haben!" rief Apollonie; aber wohnen kannst Du doch nicht mehr bei ihnen. Ich will schon ein Kämmerlein für Dich herrichten."

Polydor eilte zu seinen Eltern; der Baron ließ sich Kaffee geben und bereitete sich an Ildas Mutter zu schreiben; Ilda wollte spazieren und in der Stadt umher gehen. Es war ein lieblicher Abend.

Linde Luft thut einem traurigen Herzen so innig wol. Wenn das Schicksal es hart angefaßt und blutig gedrückt hat, so ist die linde Luft wie ein Gruß,

durch welchen die Natur ihm sagen läßt: „Ich bin dir gut, du liebes Kind meiner Elemente! verwirf nur nicht die Verwandtschaft mit mir, denn siehe, wenn dein Vater dir ernst und streng ist und dich durch eine schwere Schule gehen läßt, so bin ich ja da wie eine treue Mutter, der ins Auge zu sehen Trost und Erquickung ist." — Darum lieben alle Menschen, die viel gelitten haben, die Natur so sehr, weil sie ihnen gütig ist wie eine Mutter, die des Vaters Strenge minder fühlbar machen mögte. Sie haben eine Sehnsucht, einen Drang zu ihr, der Manchen unbegreiflich, Andern übertrieben oder lächerlich erscheint; aber was wissen sie denn von den Liebesschätzen, mit denen eine Mutter ihr leidendes, trostbedürftiges Kind überschüttet?

Ilda ging an einer Kirche vorbei, durch deren geöffnete Thür ein heißer Strahl der Abendsonne auf ein Madonnenbild mit herrlichen Blumen geschmückt, wie eine Vergoldung fiel. Sie betrat die Kirche und fand sie leer; nur eine Beterin lag knieend vor dem Altar dieses Bildes, den Rücken Ilda zugekehrt, in der Stellung der höchsten Andacht. Und doch war in der prächtigen Gestalt, mit den schönen, nicht sehr verhüllten Schultern, und mit der ungewöhnlichen Zierlichkeit des Anzugs, etwas so Weltliches, daß Ilda unwillkürlich dachte: „Diese Magdalene wird große Sünden zu büßen haben."

Ilda setzte sich auf den Stufen des Chors nieder, ursprünglich in der Absicht, das Antlitz der schlan-

ken Beterin zu sehen; da es aber vor einem blaßrothen Hut ganz versteckt war, so vergaß sie ihre Absicht, und die Gedanken nahmen ihren gewohnten Lauf. Das Kirchlein voll Weihrauchduft und Sonnengold war wie ein einziger Altar. Es wurde auf einen Augenblick Sabbat in ihrer Seele; da zeichnete sie in ein kleines Buch die Worte:

Es steht in der Bibel geschrieben
Ein ernstes, gewichtiges Wort:
Den bittersten Feind sollst du lieben,
Dies heischt des Gesetzes Spruch dort.

Ich bin bis zum Tode betrübet
Und hing dem Gebot treu doch an —
Er, den ich am meisten geliebet,
Er hat mir am weh'sten gethan.

Sie hatte ihren Hut abgenommen. Nun schloß sie die Augen und legte den Kopf zurück an das Gitter, welches den Chor vom Schiff der Kirche trennt. „O," dachte sie, „ist denn für mich lieben und klagen, beten und dichten nur Eins?" — —

Plötzlich sagte eine sanfte Stimme: „Gräfin Schönholm?" Ilda schlug die Augen auf, und sah die Beterin vor sich stehen. Sie war daran gewöhnt, gekannt zu sein, ohne zu kennen, und deshalb nicht durch die Anrede, wol aber durch die Schönheit der Redenden überrascht. Diese fuhr fort:

„Ich habe Sie an der Aehnlichkeit mit Ihrer kleinen Büste erkannt, und an dem beschriebenen Blättchen, und an dem Klopfen meines Herzens, als ich Sie sah, nachdem ich um Rettung mich müde gebetet. Nicht wahr, Sie sind Ilda Schönholm, Polydors Schutzengel?"

„O," rief Ilda mit lebhafter Bewegung, „gönnen Sie doch dem armen Polydor Frieden — jetzt kenne ich Sie, ohne daß Sie mir Ihren Namen zu nennen brauchten! Aber ich beschwöre Sie, lassen Sie ihn gehen, ziehen Sie ihn nicht in die Fesseln zurück, die er gebrochen, weil sie ihn wund drückten. Versuchen Sie es nicht! er glaubt sich geheilt, vielleicht ist er's auch — aber Sie dürfen, Sie sollen keinen neuen Versuch mit ihm anstellen."

„Ach," sagte Regine, ihr Gesicht mit beiden Händen verdeckend, „ich liebe Polydor."

Ilda sah sie mitleidig an und erwiderte sanft: „Das glaub' ich nicht."

„Sie haben ein Recht daran zu zweifeln — aber ich liebe ihn doch. Seit ich ihn nicht mehr sehe, seit er mit seiner unbegreiflichen Liebe und seinem unerschütterlichen Glauben mich nicht mehr versöhnt mit der Kälte und Falschheit der Welt, seit die Furcht auf mir lastet — nein die Todesangst, daß dieser goldreine Mensch nichts in mir sieht, als ein erbärmliches, gefallsüchtiges Weib — o seitdem lieb' ich ihn doch." Sie

sank in Thränen ausbrechend auf die Stufen nieder. Ilda fragte:

„Ist es denn aber möglich einen geliebten Menschen zu quälen?“

„O ja,“ rief Regine, immer heftiger weinend, denn gequält hab' ich ihn, aber ich liebe ihn doch.“

„Und was wollen Sie denn jetzt von ihm — mit ihm?“

„Von ihm? mit ihm? nichts! . . . ich will ihn.“

„Das wird Polydor entscheiden!“ sagte Ilda kalt, stand auf und wollte die Kirche verlassen. Aber Regine hielt sie am Kleide fest und rief heftig:

„Ich lasse Sie nicht gehen, denn Sie wollen Sich stellen zwischen ihn und mich, Sie wollen uns trennen! O Gräfin, seien Sie barmherzig und lassen Sie ihn mir! . . . O wenn Sie wüßten, was ich gelitten, seit ich ihn nicht mehr sehe — welch ein Fieber das Leben geworden — gewiß, gewiß, Sie würden ihn mir nicht rauben.“

„Sie irren,“ entgegnete Ilda kalt, „nicht ich — Sie Selbst haben Sich Polydors beraubt.“

„Und giebt es denn kein Mittel ihn wieder zu gewinnen?“

„Wenn Sie ihn wirklich lieben, so werden Sie vielleicht Mittel finden. Ich weiß keine, mir fehlt — die Uebung.“

„Sie hassen mich,“ jammerte Regine und ließ

Ildas Kleid los — was hab' ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich hassen?"

„Ich bin zum lieben geschaffen, nicht zum hassen," erwiderte Ilda sanft und trübe; aber ich kann nicht wünschen, daß Polydor wieder eine Verbindung eingehe, die bisjetzt so feindlich auf ihn gewirkt hat, und darum beschwöre ich Sie — gönnen Sie ihm Frieden!"

„Wo ist er?" rief Regine, rasch sich erhebend.

„Bei seinen Eltern — armen Landleuten ..." —

„Ich weiß! ich weiß! ich war draußen bei ihnen, ich habe ihnen gesagt, sie sollten mich wissen lassen, wenn ihr Sohn käme, denn ich müßte ihn sprechen. Seit acht Tagen bin ich hier und warte, aber ich hätte gewartet bis zum Herbst, bis zum Tode, bis zur Ewigkeit. Wissen Sie was warten heißt?"

Ilda sagte mit gebrochener Stimme: „Ich warte nicht mehr — oder doch! setzte sie nach einer Pause hinzu und sah mit einem unbeschreiblichen Ausdruck gen Himmel — ich warte bis zur Ewigkeit."

— Da schlang Regine beide Arme um Ildas Nacken und bat mit sanften Thränen: „O, Vergebung! Vergebung! ich sehe nun, daß Sie nicht zwischen mir und ihm stehen."

Sie verließen die Kirche Hand in Hand. Regine fragte:

„Ob er wol schon von den Eltern heimgekehrt ist? Wann wollte er wiederkommen? Hat er nichts gesagt? Aber er wird doch heute Abend noch wieder-

kommen, damit ich endlich, endlich einmal schlafen könne, denn ich finde keine Ruhe bis ich ihn gesehen. Nicht wahr, er kommt bald?"

„Ich weiß nicht" — sagte Ilda zerstreut. Reginens Aufgeregtheit ermüdete sie, denn es war mehr nervöse Unruh darin, als mächtige Bewegung der tiefen Leidenschaft.

Sie nahten dem Hause. Apollonie stand in der Thür. Ilda sagte, um Reginens Aufmerksamkeit anderweitig zu beschäftigen:

„Sehen Sie, die hübsche kleine Frau ist Polydors erste Liebe."

Regine drückte die Hände vor die Augen und rief: „O das thut weh! so hat er mir doch nicht die Wahrheit gesagt, wenn er mir so ehrlich versicherte, ich sei seine erste Liebe!"

„Beruhigen Sie Sich! diese zog nur wie ein rosenrothes Wölkchen an dem Frühhimmel seiner Jugend dahin. Mit einem Kuß war sie beendet."

„Mit einem Kuß? — So hatte ich wol Recht ihm einen Kuß zu verweigern! . . . Doch jetzt scheint mir ein Kuß müsse sie ins Leben rufen."

Apollonie war verschwunden, als sie die beiden Damen kommen sah, und hatte den Baron von Ildas Ankunft benachrichtigt. Er kam ihr an der Treppe mit einem ganz verstörten Gesicht entgegen nnd sagte ohne Weiteres: „Ondine ist hier."

Ilda rief: „Wo? wo?" und flog die Treppe hinan.

„Um Gottes Willen!“ flehte der Baron athemlos ihr nachkeuchend, „erschrecken Sie nur die Arme nicht und nicht Sich selbst, sie ist....“ —

„Was?“ fragte Ilda mit leisem Schauder, stillstehend.

„Krank im Gemüth — verwirrt . . .“ —

„Wahnsinnig! allmächtiger Gott!“ rief Ilda, todtenbleich gegen die Wand sinkend.

„Nein, nicht gerade wahnsinnig,“ entgegnete der Baron, sie bei der Hand in ihr Zimmer führend; „aber geistig zerbrochen, gemüthskrank. Der Kammerdiener der Gräfin Ondine, den Sie wieder mitgenommen haben, erkannte einen kleinen italienischen Gärtnerburschen, den Ondine als Bedienter bei sich hat, und so kamen wir denn schnell genug zur Kenntniß ihres deplorablen Zustandes. Sie bewohnt die Zimmer im Hof. Ich war schon da. Der Ludwig führte mich zu dem Kammermädchen, das mich innig gerührt hat . . .“ —

„Kommen Sie, lieber Baron, bringen Sie mich zu ihr! o meine Ondine!“ — sagte Ilda erschöpft. Sie stand auf; aber sie zitterte an allen Gliedern und ihre Lippen bebten krampfhaft. Der Baron sah sie bekümmert an und sprach:

„Sie sind so angegriffen, warten Sie noch ein wenig.“

„Nein, wenn ich sie sehe, wird mir besser sein.“ Sie gingen. Der Baron klopfte leise. Ludwig öffnete.

öffnete. Ilda erblickend stürzten ihm die Thränen aus den Augen und er zeigte nach dem zweiten Zimmer. Sie drückte die Hände gefaltet auf die Brust und trat gefaßt ein. Ondine saß in einem Lehnstuhl am Fenster, wachsgelb, mit scharfen, eingesunkenen Zügen, und dem unheimlich zerstreuten Blick der Geisteskranken; neben ihr Hedwig, die mühsam ihre Thränen verhielt.

„Ilda!" sagte Ondine tonlos und schauerlich ruhig, „da bist Du ja; ich hab' es immer der Hedwig gesagt, daß wir uns hier treffen würden Wann kommt Askanio?" Sie hatte ihre welke, magere Hand nach Ildas Hand ausgestreckt, ergriff sie, drückte sie an ihre Lippen und sprach mit Blick und Ton aus früherer Zeit:

„Meine liebe, vielgetreue Ilda verläßt mich nicht."

Ilda war vor ihr auf die Knie gesunken, verbarg das Gesicht in ihrem Schooß und schluchzte konvulsivisch. Da sagte Ondine verdrießlich:

„Ich mag nicht, daß man weint; ich bin des Weinens ganz überdrüßig — und recht lustig! und wenn Askanio erst kommt ..." — Sie sah zum Fenster und zum Himmel hinauf und lächelte geheimnißvoll, unbestimmt, schauerlich; denn nur die Nerven, nicht die Seele bewegten ihre Züge. Die Seele schien verbraucht zu sein. Ohne irgend ein Zeichen von Theilnahme oder Freude saß sie da und murmelte dann und wann: „Wenn Askanio gekommen ist, will ich ..." — — oder: „Askanio wird bald kommen, und dann ..."

— — Es störte sie gar nicht, daß Hedwig zu Ilda sagte:

„Gewiß war die fürchterliche Unruh, mit der sie darauf drang Ihnen entgegen zu reisen, gnädige Gräfin, schon Krankheit; aber, lieber Himmel! wie konnte ich unerfahrnes Mädchen das ahnen! Sie führte wol Reden, die ich nicht verstand — aber das war mir schon den ganzen Winter hindurch passirt. So reisten wir denn in Gottes Namen ab, und nahmen den Carlo mit, als Bedienten, ein guter, williger Bursche! So wie wir in dem Wagen saßen, verfiel die Gräfin in ihren gegenwärtigen Zustand, sie war nämlich ganz still und sprach in drei oder vier Tagen kein Wort. Natürlich wagte ich nicht sie durch Fragen zu stören, ich gönnte ihr die Ruhe. Aber als sie endlich anfing zu reden, und stets von Ihnen, gnädige Gräfin, und vom seligen Grafen — doch so zerstreut, und verwirrt — ach, da erkannte ich wol unser Elend, und Gott weiß, wie ich mich geängstigt habe! Ich nahm mir auch gleich die Freiheit Ihnen zu schreiben, um mir Ihre Befehle zu erbitten, allein der Brief kann lange noch nicht in Ruhenthal sein. In Innspruck wollte ich Ihre Ankunft abwarten, denn man hatte mir gesagt, das sei die nächste Straße aus Norddeutschland nach Italien und ich wußte wol, daß gnädige Gräfin die nächste wählen würden.

Doch als wir vorgestern hier anlangten, erklärte die Gräfin sehr bestimmt, hier wolle sie bleiben, und

keine Bitten noch Vorstellungen konnten sie bewegen ihren Entschluß zu ändern. Die Wirthin hier im Gasthof, die wirklich engelsgut ist, hat Alles gethan, um es uns so bequem wie möglich zu machen, auch einen Arzt herbeirufen lassen — doch der verschrieb calmirende Pulver, und damit ist nicht geholfen."

„Nein, gute Hedwig, damit ist nicht geholfen! ich werde jetzt an den Comer-See gehen und meine arme Cousine mit mir nehmen. Da ist reine Luft, schöne Gegend, ärztliche Hülfe, Stille, vielleicht wirkt das günstig. Wo nicht, so gehe ich mit ihr nach Florenz oder Rom zu berühmten Aerzten."

In solchen Gesprächen verging die Zeit. Da kam der Baron, wieder ganz verstört, ins Zimmer und sagte zu Ilda:

„Es ist ein Frauenzimmer da, eine Dame, was weiß ich! die mit der größten Heftigkeit Sie zu sprechen verlangt. Ihre Leute haben sie zu mir geführt, weil sie nicht im Stande waren sie zu beruhigen. Doch ich konnte mich nicht mit ihr verständigen, und ich weiß noch nicht, ob sie eigentlich Sie oder Polydor zu sehen wünscht. Dies Botzen ist ein unruhiger Ort."

Ilda küßte Ondine auf die Stirn und verließ sie seufzend. An der Thür ihres Gemachs flog Regine ihr entgegen und rief:

„Es wird Nacht und Polydor kommt nicht! Erbarmen Sie Sich und lassen Sie ihn rufen!

„Es wird das Beste sein," erwiderte Ilda, und sie schrieb ihm hastig:

„Durch Ihre Eltern werden Sie wissen oder ah- „nen, daß Gräfin Regine Sie hier erwartet, und „ganz entschlossen ist sich mit Ihnen zu verständi- „gen; verschieben Sie also nicht die unabwendbare, „peinliche Szene, und kommen Sie gleich, denn sie „ist wie auf der Folter, aber — wunderbar schön."

„Mein Bedienter soll das Billet hinbringen," sagte Regine, er kennt den Weg, er kennt Polydor. Eine halbe Stunde werde ich wol noch warten müssen — die Kraft habe ich, mehr nicht... wenn er kommt schicken Sie ihn gleich zu mir — nicht wahr?"

Ilda gab ihr die Versicherung. Regine ging mit dem Billet. Fünf Minuten später trat Polydor in Ildas Gemach, und sagte:

„Regine ist hier; meine Eltern haben sie mir beschrieben, den Namen wußten sie zwar nicht — aber nur sie kann es sein."

„Freilich harrt sie Ihrer und hat Ihnen so eben Botschaft geschickt."

„Da will ich gleich zu ihr gehen."

„Sind Sie fest, mein armer Polydor?"

„Fest und ruhig."

„So gehen Sie — und Gott mit Ihnen."

Regine lag in ihrer gewöhnlichen Stellung auf dem Sopha, als der Bediente Polydor bei ihr einführte. Doch kaum war die Thür hinter ihm ge-

schlossen, als sie vom Sopha herab und auf ihre Knie glitt, und die Arme zu ihm erhebend, flehend sagte:

„Polydor, können Sie mir vergeben?

„Demüthigen Sie mich nicht, gnädige Gräfin" — sprach er sanft, hob sie auf und ließ sie auf dem Sopha nieder.

„Ach," sagte sie weinend, „da Sie so ruhig zu mir reden, sehe ich, daß Sie mich nicht mehr lieben."

Er schwieg.

„Haben Sie denn weder ein tröstendes noch ein freundliches Wort für mich, Polydor, und sehen doch, wie ich Ihretwegen leide?"

„Hatten Sie einst ein tröstendes Wort für mich?" fragte er hart.

„Nein! aber daß ich es nicht hatte, macht mich ja elend."

„O Gräfin, was kann ich Ihnen sagen? jedes Wort, mein Anblick sogar, muß Ihnen weh thun!"

„So ist die Liebe ganz todt in Ihrem Herzen — diese Liebe, die einst nur mein kindischer Triumph war, und jetzt mein Stolz wie meine Seligkeit sein würde?"

Polydor stand wie damals vor ihr, hochaufgerichtet, blaß und bewegt — aber ohne Zorn, und so sagte er auch:

„Der Glaube ist todt! und was ist Liebe ohne Glauben? Sie haben mit mir gespielt, mich gequält, mich tödtlich verwundet, das vergebe ich Ihnen gern —

doch vergessen kann ich es nicht, kann kein Vertrauen zu der Frau fassen, die mich mit kalter Verachtung von sich wies, nachdem sie mich mit süßer Liebesvorspiegelung angezogen. Und wenn Sie mir auch jetzt tausend Zeichen und Beweise der Liebe geben — ich könnte Ihnen doch nicht mehr glauben, würde jetzt unter Ihren Schwüren und Küssen mir sagen: sie liebt dich nicht — sie spielt nur mit dir. — Ich muß an das Weib glauben können, das ich lieben soll. Mag sie irren, mag sie fehlen, mag sie mir weh thun — ich werde nicht bloß vergeben, sondern auch vergessen; doch reines Herzens muß sie sein, ohne Falschheit, ohne Lüge."

„Sie sprechen mein Todesurtheil" — sprach Regine dumpf.

„Nein, Sie sind so jung und schön, daß das Leben noch in seiner ganzen Herrlichkeit vor Ihnen liegt, wenn Sie nur diese Herrlichkeit erkennen, und nicht Flittergold und Puppenspiele dafür ansehen wollen. Sie können noch sehr glücklich werden, sobald Sie Sich entschließen glücklich zu machen."

Sie sah ihn an mit einem ihrer fascinirenden Blicke, der vor vier Wochen ihn zu ihren Füßen hinabgezogen haben würde. Doch heute glitt er an seinem Busen ab, wie der Blitz an Marmor. Sie verhüllte das Gesicht und winkte ihm mit der Hand sie zu verlassen. Da sagte er bewegt:

„Gott segne Sie" — und ging. Als er an der Thür war, rief sie:

„Polydor!" — Er blieb stehen. Sie flog durch das Zimmer, warf den Arm um seinen Hals, drückte ihn heftig an ihre Brust, und noch heftiger einen Kuß auf seine Lippen, und drängte ihn aus der Thür.

Nachts um zwei Uhr verließ Regine Botzen.

„Ward Ihnen der Abschied schwer?" fragte Ilda am nächsten Morgen Polydor.

„Nein! — Die Liebe ist todt."

„Aber ihr?"

„Sie war anfangs sehr niedergeschlagen, dann sehr heftig, aber sie wird sich fassen und trösten."

„Wie sie mir erzählte, hat sie wirklich nach Ihrem Verschwinden Unglaubliches gethan und gelitten."

„Die Ueberraschung war groß, das böse Gewissen quälte sie, die Unruh, was aus mir geworden sei, die Unwissenheit, welch Ende die ganze Sache nehmen würde — kurz, die Neuheit der Situation brachte sie aus der Fassung. Nun, da Alles und auf immer abgethan ist, wird sie sehr schnell ihre frühere Haltung gewinnen."

„Ich glaube auch nicht, daß sie von dem Stoff ist, aus dem man die großen Leidenschaften macht. Schmerzliche Aufwallungen mag sie haben, aber keinen unvergänglichen Schmerz."

„Jeder Schmerz ist vergänglich, denn wir sind

glücksbedürftig, und ein Sternchen Glück macht eine ganze Schmerzensnacht hell."

„Das ist brav! so muß man denken bei einundzwanzig Jahren."

„Wir sind schon wieder bei unserer alten Gewohnheit des Disputirens, denn ich behaupte, daß man stets so denken, und nie sich einbilden muß, mit Schmerz oder Freude die Rechnung abgeschlossen zu haben."

„Lieber, die Stelle welche vom Blitz getroffen war, blieb den Alten heilig, sie überbauten sie nie, ein Gott hatte sie berührt. So mein' ich solle auch der Mensch das Plätzchen heilig achten, das in seiner Seele vom Blitz versengt ward. Auf andern Stellen mögen Blumen erblühen und Altäre stehen — auf dieser nicht. Es können allerlei Freuden und Schmerzen kommen, aber die eine, beseligende — aber der eine, vernichtende — die kommen nicht wieder, und es ist gut sich darüber keine Illusionen zu machen."

„Die Resignation steht Ihnen seltsam, Gräfin."

„O, ich bin nicht resignirt, gar nicht, guter Polydor! ich mag ja nicht meinen Schmerz tragen, sondern ich mögte zu ihm sprechen: Du sollst meine Wonne sein und mein Triumph! — und vielleicht gelingt es mir. Wenn ich nur erst so viel Kraft gewonnen habe, um unter den ewigen Freiheitsbaum der Poesie mich zu flüchten — dann, Polydor, ist es mir gelungen."

Der Baron endete nach drei Tagen des Aufenthalts in Botzen seinen Brief an Ildas Mutter:

„Und so reisen wir denn morgen früh mit der „armen Kranken an den Comer=See, wo Ihre „Tochter eine Villa zu bewohnen denkt, die sie „auch im vorigen Sommer bewohnt hat. Polydor „wird nicht lange dort verweilen, sondern nach Rom „gehen zu seiner Kunst. Ilda hat großes Verlan= „gen nach Stille und Einsamkeit; gar keins nach „der Gesellschaft. Ach, theure Gräfin, die Welt „ist langweilig, kalt und schwerfällig, zuweilen grau= „sam, wie ein Maschinen=Räderwerk. Die lieb= „lichsten Erscheinungen gehen darin zu Gruude. „Ondine zerbricht; Ilda flieht. Ich bin ganz trüb= „sinnig, und die Erde ist doch so schön!"

Seitdem sind zwei Jahre vergangen. Polydor schreitet fort auf seiner glänzenden Laufbahn, und die Kunst ist seine Geliebte. Ilda lebt in Italien und der Schweiz, bewundert, gefeiert, sorgsam den Pur= purmantel über ihrem Herzen zusammenhaltend. On= dine schlummert an der Pyramide des Cestius. Re= gine steht im Begriff eine glänzende Vermählung aus herzlicher, gegenseitiger Neigung zu schließen. Und Otto? — Otto macht sicher und ruhig seinen Weg dnrch die Welt; der Mann, der sich selbst beherrschen kann, ist geschaffen um sie zu beherrschen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Verzeichniß der Druckfehler.

Seite 74. Zeile 1. lies: ecrasiren statt evasiren.
— 96. — 3. — denn, statt dann.
— 109. — 19. — á bonnes fortunes, statt á bonne fortune.
— 115. — 25. — komme, statt kommen.
— 122. — 26. — pur, statt par.
— 130. — 21. — heute, statt heulte.
— 141. — 27. — Samovar, statt Samovor.
— 189. — 1. — kleines, statt keines.
— 191. — 12. — Caesonia, statt Casonia.
— 201. — 8. — Teint, statt Taint.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Ve

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn-Hahn, Ida

Aus der Gesellschaft Novelle

Berlin 1838

P.o.germ. 549 g-7

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110220-0